

HERAUSGEGEBEN VOM OBERKOMMANDO DES HEERES

2. JAHRGANG · FOLGE 6
BERLIN, 16. MÄRZ 1943

NUR IN DER EIGENEN KRAFT RUHT DAS SCHICKSAL JEDER NATION

HELMUTH v. MOLTKE

DER RAUM ALS WAFFE

VON GENERALLEUTNANT DITTMAR

Die unermeßliche Weite des russischen Raumes mit allen den Schwierigkeiten, die sie unserer Kriegführung auferlegt, ist den deutschen Soldaten bekannt. Die Probleme, vor die sich die deutsche Führung gestellt sah, um die gewaltigen Entfernungen und die geringe Verkehrserschlossenheit des östlichen Kriegstheaters zu meistern, sind von unserer Seite niemals gering eingeschätzt worden. Es steht außer allem Zweifel, daß diese für den Gegner günstigen, für uns ungünstigen Umstände auch während der Sommer- und Herbstmonate des vergangenen Jahres wiederum eine erhebliche Rolle gespielt haben. Die Versorgung unserer Truppen besonders im Großen Donbogen und im Kaukasus hat durch sie zeitweise eine fühlbare, in gewisser Hinsicht entscheidende Beeinträchtigung erfahren.

Der Raum ist, rein verkehrstechnisch gesehen, immer der Gegner dessen, der vormarschiert. Er ist es vor allem für den, der sich in Feindesland vorwärts bewegen muß. Bisher sind so gut wie immer wir es gewesen, die mit den Sowjets und den Tücken des Raumes zugleich den Kampf aufnehmen mußten. Jetzt hat sich das Blatt gewandt; jetzt sind wir es, denen die Vorteile des Raumes und seiner Weite zuteil werden.

Man verstehe uns nicht falsch: Wir denken nicht daran, mit einem billigen Trost die Schwere des Rückschlages, den wir auf dem Südteil der Ostfront erlitten haben, vertuschen zu wollen. Wir wollen die Rückzüge, die wir vom Don und vom Kaukasus antreten mußten, so sehr sie im einzelnen vor allem in der Haltung der Truppe höchst ruhmvolle Züge tragen, nicht nach dem Muster unserer Gegner als operative Erfolge darstellen, die Anlaß zur Genugtuung geben könnten. Je objektiver wir die Ereignisse zu beurteilen suchen, um so mehr dürfen und können wir jene Umstände in den Vordergrund stellen, die in unserem Sinne wirken und die zur Gewißheit beitragen können, daß die Geschehnisse der letzten Wochen und Monate nichts als ein schmerzlicher Übergang sind.

Wir haben dem Raum als Waffe, und zwar als Waffe in unserer Hand, schon jetzt viel zu verdanken. Die Lage im Süden der Ostfront nach der Einschließung der 6. Armee im Raum von Stalingrad und nach dem Einsturz der anschließenden Frontteile, war überaus ernst. Es hat Tage, ja Wochen voll unerhörter Spannung gegeben, in denen nur schwache eigene Kräfte zwischen den vordringenden sowjetischen Angriffsspitzen und jenen Abschnitten standen, an denen die neue deutsche Front sich zu festigen beginnt. Wenn die Sowjets erst viele Wochen später dort mit beträchtlichen Kräften in den Kampf eintreten konnten, so ist dies zunächst eine Folge des heldenhaften Ausharrens der Besatzungen von Stützpunkten und Igelstellungen, in erster Linie der Kämpfer von Stalingrad, die sich als Wellenbrecher aufs höchste bewährten. Aber die sperrende Wirkung dieser Eckpfeiler der Abwehr wäre unter anderen Entfernungen und Verkehrsverhältnissen als denen des östlichen Raumes nicht denkbar gewesen. Erst in Verbindung mit diesen gewann der hartnäckige Widerstand der hier haltenden deutschen Kräfte seinen eigentlichen Sinn und Zweck.

Ein Vergleich möge dies deutlich machen: In wenig mehr als fünf Wochen legten im Sommer die deutschen Angriffsarmeen den Weg zwischen dem Donez und dem Vorgelände von Stalingrad unter Märschen und Gefechten zurück; die sowjetische Gegenoffensive hat die Zeit vom 20. November bis Mitte Februar gebraucht, um den gleichen Raum zu überwinden. Natürlich sprechen hier auch andere Faktoren mit, aber wir werden nicht fehlgehen, wenn wir den Widerstand unserer Stützpunkte, verbunden mit den Erschwerungen, die die Eigenart des Raumes und des winterlichen Klimas den Sowjets in den Weg legte, als entscheidend ansehen. In keinem Falle wird sich die bolschewistische Führung auf eine gewollte, aus dem Streben nach Planmäßigkeit geborene Verlangsamung der Bewegungen berufen können; sie wäre unter den gegebenen Verhältnissen nicht zu rechtfertigen gewesen.

Was der verhältnismäßig langsame Verlauf der jetzt abrollenden Schlacht bedeutet hat und weiterhin bedeutet, ist klar. Das Heranführen von Reserven und damit der Aufbau neuer Fronten wurde auf diese Weise möglich gemacht. Das Clausewitz-Wort, „der schnelle Sieg ist eine höhere Potenz des Sieges", können die Sowjets in diesem Falle bestimmt nicht auf ihre Erfolge anwenden.

Aber noch in einem unmittelbaren Sinne erweist sich der Raum und seine Weite als wesentlicher Vorteil für unsere Kampfführung. Wir wollen den Boden, den wir jetzt unter dem Druck des sowjetischen Gegenangriffes aufgeben mußten, in seinem Wert keineswegs bagatellisieren. Seine wirtschaftliche Bedeutung, sowohl im Sinne des Verlustes für die eine Seite als des Gewinnes für die andere, steht außer Zweifel. Aber zur Zeit ist er für uns ausschließlich der Platz, auf dem sich die gewaltige winterliche Abwehrschlacht abspielt. Demgegenüber tritt alles andere völlig in den Hintergrund. An Raum zum Kämpfen aber haben wir genug, so viel, daß die bewegliche Verteidigung, die wir jetzt führen, Beschränkungen nach der Tiefe kaum unterliegt. Selbst von der Ukraine westlich des Dnjepr aus gesehen spielt sich das gewaltige Kampfgeschehen dieser Tage noch im weiteren Vorfeld ab. Der Raum, früher unser Feind, ist jetzt für uns zu einer Waffe geworden, weil er in hohem Maße die Freiheit des Handelns verbürgt. An keiner Stelle kämpfen wir mit dem Rücken gegen eine Wand, wie sie auf anderen räumlich beschränkteren Kriegsschauplätzen — etwa mittel- oder westeuropäischen Ausmaßes — sich weit ausgreifenden Bewegungen in der Gestalt natürlicher Grenzen bald entgegenstellen würden.

Die Vorsicht, mit der die Sowjets vielfach ihre Angriffsspitzen vorgehen lassen, ist eine Folge unseres beweglichen, auf Wechsel zwischen Ausweichen, Abwehr und Gegenangriffen gegründeten Kampfverfahrens. Sie beweist, daß der Gegner die ihm auf diese Weise beigebrachten erheblichen Verluste zu scheuen gelernt hat. Ohne die den deutschen Truppen zur Verfügung stehende Weite des Raumes wäre diese Form der Gefechtsberührung nicht denkbar. Erst in der Tiefe des Raumes kann das zeitweise verlorengegangene Gleichgewicht der Kräfte wiederhergestellt werden. Nur darauf, daß dies geschieht, kommt es an, erst in zweiter Linie auf das „Wo"! Die östlichen Weiten mit ihren schrankenlosen Ebenen sind das klassische Gelände einer Bewegungsschlacht. Wo heute noch der Vormarsch des Feindes den Gefechten ihren Stempel aufdrückt, können binnen kurzem schon wieder durchaus andere, ja gegenteilige Verhältnisse eintreten.

Man mag uns auf gegnerischer Seite nachsagen, daß wir damit ein Kampfverfahren zur Anwendung brächten, das wir den Grundsätzen unserer sowjetischen Gegner entlehnt hätten. Uns will scheinen, als ob zwischen der elastischen Abwehr deutscher Art und dem sowjetischen Ausweichverfahren, wie wir es 1941 und im Sommer 1942 kennenlernten, erhebliche Unterschiede liegen. Sicher ist aber auch, daß ähnliche Voraussetzungen der Landschaft wie der operativen Zielsetzung auch zu ähnlicher Kampfweise führen. Im übrigen ist es immer ein Zeichen von Klugheit gewesen, sein Kampfverfahren den jeweiligen Notwendigkeiten und Gegebenheiten anzupassen. Was gestern richtig und zweckmäßig war, wird es morgen oder übermorgen vielleicht nicht mehr sein. Das Wort Napoleons, daß man seine Taktik alle Jahre ändern müsse, gilt heute in wesentlich stärkerem Maße, wobei der Zeitraum, den Napoleon entsprechend der langsamen technischen Entwicklung seiner Zeit einsetzen konnte, in unseren Tagen weit kürzer zu bemessen sein dürfte. Wesentlich ist dabei immer nur, daß dem Gegner ein im Verhältnis zu den beiderseitigen Stärken höherer Verlust an physischer, moralischer und materieller Substanz auferlegt wird, als man selbst erleidet. Hier liegt der Kern- und Angelpunkt des so oft gründlich mißverstandenen, weil allzu ausschließlich offensiv aufgefaßten Vernichtungsgedankens, wie ihn Clausewitz gelehrt hat.

Der Verlust des Donbogens und des Hauptteils des kaukasischen Raumes, so schmerzlich er ist, wiegt unter diesem Gesichtspunkt weniger schwer. Was der sichere Besitz beider Gebiete bedeutet haben würde, bedarf keiner Betonung. Er läßt sich am ehesten mit der Bedeutung Böhmens während des Siebenjährigen Krieges vergleichen. Böhmen in preußischer Hand wäre gleichbedeutend mit dem allmählichen Erliegen der Gegner Friedrichs gewesen. Der Gegner, der diesen Kernland zu nehmen und zu behaupten vermocht hätte, hätte das Land an der Donau mit Wien, Schlesien und Sachsen militärisch beherrscht. Böhmen erobern und behaupten, das hätte für Friedrich den Krieg auf dem kürzesten Wege zu beenden bedeutet. So war es ein Ziel, das jeden Einsatz, jedes Wagnis lohnte. Zweimal ist der König dem, was er anstrebte, sehr nahe gekommen. Das erstemal — 1757 — scheiterte er, weil seine Kräfte zu schwach waren, um gleichzeitig die eine der beiden österreichischen Feldarmeen im belagerten Prag eingeschlossen zu halten und die andere, die zu deren Ersatz herannahte, zu schlagen. Die unglückliche Schlacht bei Kolin war das Ergebnis des Bestrebens, aller zahlenmäßigen Unterlegenheit zum Trotz seine Absicht durchzusetzen.

Zum zweiten Male scheiterte Friedrich, als er im Jahre darauf — 1758 — die Festung Olmütz durch Belagerung zu nehmen suchte, um damit den ersten Schritt zur erneuten Eroberung Böhmens zu tun. Sein gesamter Belagerungspark wurde abgefangen, er selbst zu einem schwierigen Rückzug von Mähren durch Böhmen bis in die Lausitz gezwungen. So war beide Male der Versuch, den Krieg auf schnellstem Wege zu beendigen, mißglückt. Nunmehr kämpfte Friedrich in anderer Weise. Jetzt operierte er, wie schon im Jahre 1757, als er auf Kolin ein Roßbach und Leuthen folgen ließ, so, daß er die Gegner auseinanderhielt und sie in der Vereinzelung zu schlagen suchte, wo sie ihm in den Wurf kamen. Im übrigen war sein Ziel, möglichst große Teile von Schlesien und Sachsen mit seinen wirtschaftlichen und finanziellen Kraftquellen zu schützen und dadurch die Kerngebiete seines Staates vor den unmittelbaren Kriegsfolgen zu bewahren. Auf diese Weise ermattete er seine Gegner, zermürbte ihren Kriegswillen und stand am Ende des Krieges als Sieger da, weil er alles behauptete, was seine Gegner ihm zu nehmen gedachten.

Die „Donbastion" und den Kaukasus mit Böhmen, die Ukraine und die sonstigen Ostgebiete mit Sachsen und Schlesien, die Feldzüge Friedrichs des Großen von 1757 und 1758 mit dem von 1942/43 vergleichen zu wollen, wäre ein Versuch, der, rein kriegsgeschichtlich gesehen, vielleicht interessante Züge aufweisen würde, bei dem aber Übereinstimmungen und Verschiedenheiten sich allzuleicht die Waage halten könnten und der vor allem für die Zukunft keinerlei Schlüsse zulassen würde. Das eine aber wird auch heute Gültigkeit beanspruchen können: Ein ergebnislos gebliebener, selbst ein fehlgeschlagener Feldzug, so schmerzlich er mit Recht empfunden wird, entscheidet für sich allein nichts. Im Gegenteil! Zwar führt er eine Fülle neuer Pflichten, neuer Aufgaben, vielleicht auch neuer Gefahren herauf, aber er eröffnet auch neue Möglichkeiten und neue Aussichten für dasjenige Volk, das in seiner Führung, in seiner Wehrmacht, in allen seinen Ständen und Schichten fähig und gewillt ist, vorbehaltlos die Folgerungen aus den gegebenen Tatsachen zu ziehen. Kein Zweifel, daß ein Feldzug wie der, in dessen abschließender und entscheidender Phase wir jetzt stehen, einen scharfen Einschnitt im Gesamtablauf dieses gewaltigen Ringens darstellt. Dieser Tatsache muß Rechnung getragen werden. Wenn dies geschieht, so bedeutet er keineswegs nur das Ende von Hoffnungen und Erwartungen, die sowieso nicht mehr als jene höchst begrenzte Sicherheit in sich trugen, die bei allem kriegerischen Geschehen die Regel zu sein pflegt, sondern er ist weit mehr, nämlich Anfang und Auftakt zu neuem, von keinerlei Enttäuschung belasteten, aber auf Erfahrungen gestützten Handeln. Dadurch werden die Erfolge von früher nicht etwa entwertet. Im Gegenteil, das durch sie errungene moralische Übergewicht ist ein Faktor, der trotz des Auf und Ab der Ereignisse seine Wirksamkeit uneingeschränkt behält.

Hier liegen die Vergleichspunkte zwischen der Lage von 1757/58 und von heute.

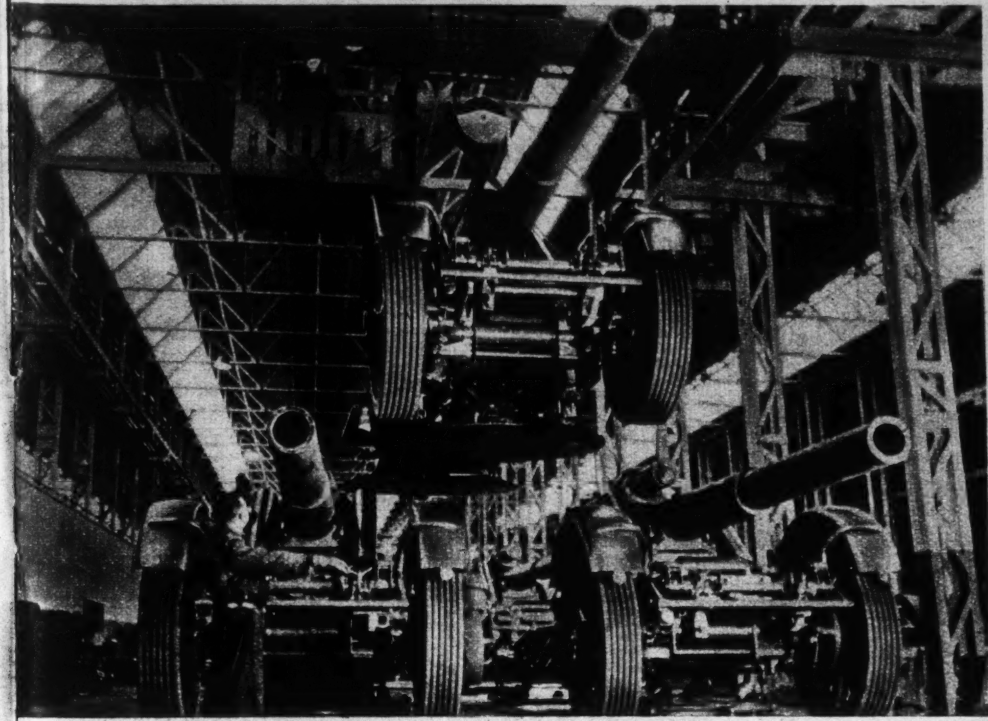
Die Ausnutzung des Raumes als Waffe, die darauf aufgebaute Elastizität unseres Kampfverfahrens, um auf den Ausgangspunkt unserer Betrachtungen zurückzukommen, tragen friderizianische Züge. Mögen sie noch so sehr — genau wie bei Friedrich — zunächst eine durch Rückschläge gebotene Notwendigkeit gewesen sein, in ihnen kommt doch die ganze geistige Freiheit zum Ausdruck, die Führung und Truppe sich über alle Wechselfälle dieses Krieges hinweg bewahrt haben.

Unterstreichen wir noch einmal, worauf es ankommt: Wir haben im Osten uns eine solche Raumweite erkämpft, daß wir den Boden, auf dem sich die große Schlacht abspielt, in erster Linie als Kampfplatz, erst in weiterer Folge nach seinem Eigenwert einschätzen dürfen. So können wir uns seiner als einer Waffe bedienen, die uns das ermöglicht, was in der jetzigen Phase des Kampfes allein von Bedeutung ist: den Kampf so zu führen, daß sein Ergebnis im Sinne der Clausewitzschen Weisheit bestehen kann, die nur einen Erfolg als absolut anerkennt: den Enderfolg. „Bis dahin", so sagt er, „ist nichts entschieden, nichts gewonnen, nichts verloren! Das Ende krönt das Werk!"

Unser Titelbild: *„Los, Männer, fahrt mit!" Aufnahme des Kriegsberichters Sepp Jäger*

VON DER HEIMAT - FÜR DIE FRONT

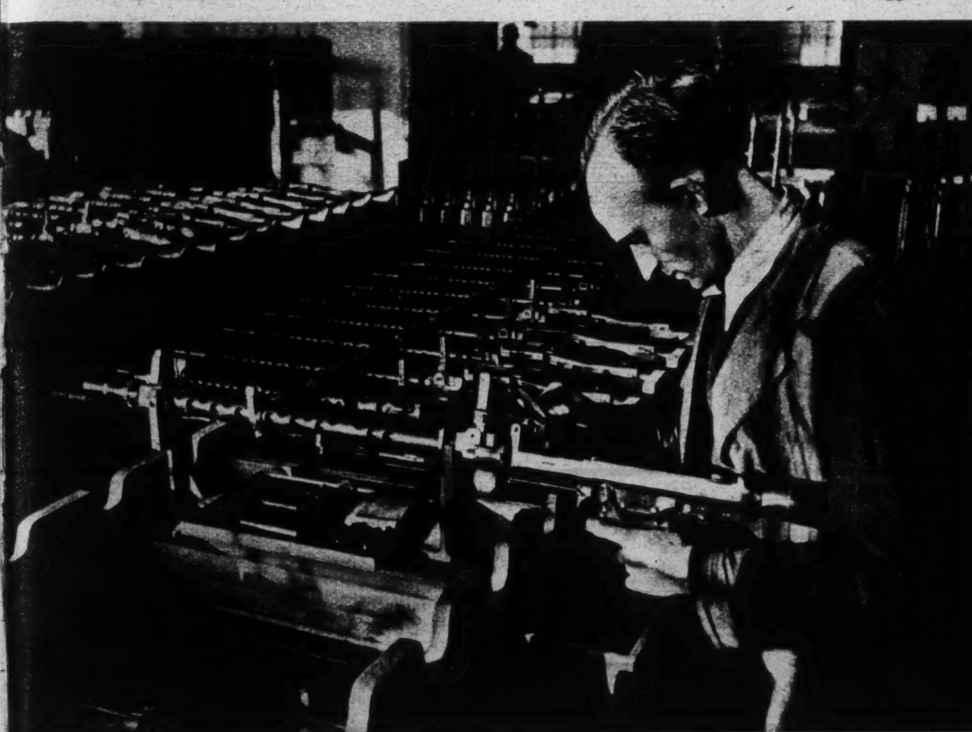
Aufgerufen zur stärksten Kraftanspannung, tut die Heimat ihr Äußerstes, um der Front die Waffen zu liefern, die sie braucht. Unter den unermüdlichen Händen der Rüstungsarbeiter und Rüstungsarbeiterinnen werden in den riesigen Werkhallen der deutschen Waffenfabriken fast unübersehbare Massen von leichten und schweren Infanteriewaffen aller Art, von Panzern, Geschützen und Munition fertiggestellt. Und täglich ergießt sich ein stählerner Strom von Waffen aus ihren Toren, der den Weg zu den verschiedenen Frontabschnitten findet.



Aus diesen stählernen Rohren wird bald Granate um Granate gegen den Feind geschleudert



Noch einige Handgriffe — und wieder ist einer der vielen Panzer für die Front fertiggestellt



Auch Maschinengewehre werden in großen Mengen angefertigt

Berge von Granaten, um dem Gegner heftig einzuheizen

Daß es im Krieg zuletzt immer auf den Mann ankommt, ist eine Erfahrung, die sich in dem jetzigen Ringen neu bestätigt. Neben dem Mann aber steht der Motor, der seit dem Weltkrieg einen immer stärkeren Einfluß auf das Bild und das Wesen des Krieges gewonnen hat. Siegen wird der, der neben den besten Männern die besten und meisten Motoren hat. Im Kraftwagen, im Panzer, im Unterseeboot und im Flugzeug singen sie ihr dröhnendes Lied: hell und ungeduldig die Benzinmotoren, langsamer, aber dunkler, drohender die Diesel. Am 18. März jährt es sich zum fünfzigsten Male, daß die Versuche Rudolf Diesels, einen „rationellen Wärmemotor" zu schaffen, zum Erfolg führten. Unser Bericht schildert das Lebenswerk des Erfinders und das entscheidende Stadium seiner Experimente



DIE GEBURT DES DIESELMOTORS — EIN WEG MIT VIELEN SCHWIERIGKEITEN · VON GEFR. KARLHEINZ DAHLFELD

Mit langsamen Schritten macht der Wächter seine Runde. Es ist spät nach Feierabend. Die weiten Höfe und Werkhallen der Maschinenfabrik Augsburg liegen still und verlassen. Umständlich sucht der alte Mann aus einem klirrenden Schlüsselbund einen Drücker hervor und öffnet die schwere Eisentür zu einer großen Montagehalle. Die Arbeit ruht. Wie verzerrte Ruinen ragen halbfertige Werkstücke in die Luft. Dickbäuchige Druckkessel von gewaltigen Dampfmaschinen ruhen wie schlafend auf hölzernen Unterbauten, lange Ketten hängen wie Spinnweben von den Laufkranen herunter, und die mächtigen Pressen, Bohrmaschinen und Walzanlagen stehen still wie erstarrte Ungeheuer an ihren Plätzen. Die Schritte des Wächters hallen in dem weiten Raum.

Plötzlich bleibt der Mann stehen und lauscht. Aus einem Nebenraum, der von der Montagehalle durch eine Bretterwand getrennt ist, dringen Geräusche. Männer reden und Werkzeuge klappern. Aber der Wächter achtet nicht darauf und geht weiter. Das kennt er schon, da wird noch lange gearbeitet. Da arbeitet Diesel an seinem Motor.

Diesel, ein großer, schlanker Mann mit einem außergewöhnlich intelligenten Gesicht, steht neben Direktor Buz, dem Leiter der Maschinenfabrik Augsburg, vor einem Zeichentisch und tippt mit dem Bleistift auf die ausgebreiteten Pläne.

„Sie werden sehen, Herr Direktor, so wird es gehen. Der neue Zylinder war notwendig. Ich kann die Luft jetzt so weit verdichten, daß die Temperatur hoch genug wird und die Zylinderwände den Druck trotzdem aushalten. Krupp hat gute Arbeit geleistet, das Material ist erstklassig. Sie werden den ersten Versuch gleich erleben."

Ein Monteur tritt neben Diesel an den Tisch.

„Nun, Linder, sind Sie fertig?"

„Ja, Herr Diesel, wir können anfangen."

Der Monteur schaltet einen großen Hebel, und ein Transmissionsband setzt sich in Bewegung. Der Motor muß durch eine Dampfmaschine angeworfen werden. Diesel ist auf eine kleine Holztribüne gestiegen und hält den Griff der Brennstoffeinspritzung in der Hand.

„Fertig?" — „Fertig!" — „Luft einblasen!" — „Luft wird eingeblasen!" — „Wie ist der Druck?" — „Druck steht auf 30!"

Die Männer, die bei diesem ersten Versuch zugegen sind, schauen wie gebannt auf den Motor. Direktor Buz und sein Neffe Vogel, ein Freund Diesels, halten beide die Daumen. Ingenieur Krumper von der Maschinenfabrik, der nicht an einen Erfolg glaubt, legt die Stirne in Falten, Linder, Diesels Monteur, beobachtet den Druckmesser, und die übrigen Arbeiter halten sich in einiger Entfernung.

Diesel erscheint ganz ruhig und sicher. Er glaubt an den Erfolg, er glaubt an seinen Motor. Noch einmal blickt er auf die kleine Gruppe und lächelt, dann rückt er den Hebel auf „Brennstoff". „Jetzt!"

Der Motor arbeitet, aber noch nicht aus eigener Kraft. Noch wird er durch die Transmission getrieben. Fragend blickt Linder auf seinen Chef. Der schüttelt den Kopf. Was ist los?

„Wie steht der Druck?" — „Immer noch 30!"

Aufmerksam beobachtet Diesel den Indikator, dessen Diagramme die Höhe der Kompression aufzeichnen sollen. Plötzlich knallt es im Zylinder. Aus dem hohen Auspuffrohr schlägt eine dicke schwarze Wolke. Dann wieder nichts mehr. Dann eine zweite Explosion, eine dritte. Jedesmal von einer furchtbaren Rußwolke begleitet. Die ersten Lebenszeichen des neuen Motors. Diesels Augen glänzen. Weiter, weiter! Warum diese Pausen zwischen den Explosionen? „Höherer Luftdruck!"

Die Nadel des Manometers steigt zitternd. Wieder eine Explosion und wieder eine. Die Zuschauer halten vor Spannung den Atem an. Wird es gelingen?

Da plötzlich ein donnernder Knall, ein Krachen, und ein dunkler Gegenstand fliegt wie ein Geschoß quer durch den Raum und schlägt donnernd durch die Bretterwand in die Montagehalle. Zischend strömt die Luft aus einer Öffnung.

„Luft weg", kommandiert Diesel. Die Brennstoffeinspritzung hat er bereits abgestellt.

Erschrocken sehen sich die Zuschauer an. Was war das? Krumper lächelt überlegen. Da kommt Linder bereits aus der Montagehalle zurück. Er hält den Indikator in der Hand.

„Is ja nur der Indikator weggeflogen", meint er beschwichtigend. — „Ein Glück, daß nicht der ganze Motor explodiert ist", sagt Krumper laut.

„Das, Herr Krumper, hätte er nicht gekonnt." Diesels Stimme klingt ganz ruhig, als er das sagt. Dann wendet er sich an Direktor Buz: „Sie können mir gratulieren, Herr Direktor, der Motor hat ‚ja' gesagt."

Direktor Buz legte Diesel die Hand auf die Schulter und schüttelt den Kopf: „Wie lange sollen die Versuche noch dauern, Herr Diesel?"

„Bis der Motor richtig läuft, Herr Direktor. Und er wird laufen." Direktor Buz schweigt und sieht Diesel lange an. Dann sagt er: „Und da soll ich mitmachen?"

„Wenn Sie nicht mitmachen ..."

Diesel bekommt keine Antwort mehr. Ohne ein Wort zu sagen, verlassen die Männer den Raum. Nur Diesel und Linder bleiben zurück. Linder hält immer noch den Indikator in der Hand. — „Aus!"

Langsam dreht Diesel den Kopf. „Nichts ist aus, es wird weitergearbeitet!" Er setzt sich auf eine Werkzeugkiste und stützt den Kopf in die Hand. „Warum begreifen sie das denn nicht? Der Motor hat doch gezeigt, daß er lebensfähig ist. Er hat doch eine Umdrehung selbsttätig ausgeführt und damit den Beweis für die Richtigkeit der Idee geliefert. Herrgott, soll jetzt alles vergeblich gewesen sein, all die Mühe, die Sorgen und die schlaflosen Nächte? Buz darf mich jetzt nicht im Stich lassen, jetzt, wo die Hauptarbeit geschafft ist."

Wieder einmal die Obergefreiten

Diese vier Worte stieß der lange Schorsch heraus, als er mit vier Kameraden den Bunker des Führers der zweiten Kompanie verließ. Vorsichtig tappten sie sich durch den Laufgraben zu ihren Schützenlöchern. Keiner sprach vorerst ein Wort; jeder mochte an den bevorstehenden nächtlichen Spähtrupp denken, den der Chef selbst führen wollte, und den sie mitmachen sollten, wie er ihnen gerade gesagt hatte.

„Dann werden die Herren Obergefreiten heute nacht aber ins Wespennest stoßen", erklärte der stämmige Franz. „Ihr wißt ja, was das heißt. Das liebliche Stück Erde, von Bomben und Granaten zerfurcht, Trichter neben Trichter, kennt ihr ja."

„Es ist trotzdem gut, daß der Alte uns fünf ausgesucht hat", sagte Max, der kleine, bedächtige Egerländer, und jeder dachte wohl das gleiche. Sie, die „alten Hasen", die vom Anbeginn bei der Zweiten waren, wußten sich auf dem Gelände, das der Feind Nacht für Nacht beharkte, zu „benehmen". Immer noch besser sie, als wenn die Jungen gleich mitmüßten. Außerdem würde ja der „Alte" selbst dabei sein, also eine Bombensache!

„Wieder einmal die Obergefreiten ...!" Der „Alte", ein 27jähriger Oberleutnant mit dem EK I, dem Infanteriesturmabzeichen und dem Verwundetenabzeichen in Silber, hatte es gehört, als Schorsch diese Worte sprach. „So sind sie, diese Männer", meint er und lächelt. „Sie würden es für völlig falsch halten, wenn an Erfahrung nicht so reiche Kameraden wie sie eine derartige Aufgabe übertragen bekämen. Ein Fremder könnte annehmen, daß diese Bemerkung ein Ausdruck des Ärgers sei, weil sie mal wieder einen höchst zweifelhaften Auftrag vor sich hatten. Keineswegs! Gerade in diesem unmittelbaren Ausruf liegt soviel Stolz und Zutrauen zu sich selbst! Sie müssen sich nur Luft machen, um innerlich mit dem neuen Unternehmen fertig zu werden. Wenn dann aber der erste Schuß fällt, sind sie nicht mehr zu halten. Dann werden sie den Feind angehen und Ergebnisse zurückbringen, die kein anderer Spähtrupp haben würde."

„Wieder einmal die Obergefreiten!" — Diese vier Worte umschließen soviel Tapferkeit, Ausdauer, Zähigkeit und stilles Heldentum. Der sie aussprach, war einer von den vielen, vielen Männern mit dem Doppelwinkel auf dem linken Ärmel, die aus der Wehrmacht und vor allem aus der Fronttruppe einfach nicht mehr wegzudenken sind. Sie verstehen sich auf ihr Waffenhandwerk wie kein anderer. Ihnen, dem „eisernen Bestand", war es zu verdanken, daß die bisweilen beträchtlichen Verluste in den einzelnen Kompanien keine schlimmen Folgen hatten. Sie lernten den Ersatz an und machten ihn mit den Besonderheiten des Feldzuges vertraut. Manchem jungen, aus der Heimat gekommenen Kameraden erleichterten sie den ersten Einsatz und brachten ihn über die seelische Klippe der Feuertaufe. Oft sprangen sie ein, wenn alle Unteroffiziere, wenn Zug- und Kompanieführer ausfielen. Und darum sind sie auch die zuverlässige Reserve, die die bewährtesten Anwärter auf die Unteroffizierslaufbahn stellt. Viele von ihnen, die wir noch mit dem Doppelwinkel auf dem Ärmel in Erinnerung haben, tragen heute schon längst die Tressen. Andere werden sie noch erhalten als die sichtbare Anerkennung ihrer soldatischen Bewährung.

In vier Kriegsjahren haben sie sich zu einem Typ entwickelt, der bestes Soldatentum verkörpert. Fragt man in einer Kompanie nach dem tapfersten Soldaten, dann wird oft die Antwort lauten: „Der Obergefreite X." Das sind die immer Unverdrossenen. Tagaus, tagein, Monat für Monat und Jahr für Jahr blieben sie sich gleich. Sie haben meist alle Kriegsschauplätze erlebt und ermüdeten nie. Im Osten aber kam die Stunde ihrer großen Bewährung. Die sengende Sonne und der alles durchdringende Staub des Sommers, der Schlamm des Herbstes und das Eis des Winters konnten ihnen kaum etwas anhaben. Mit größter Selbstverständlichkeit, ohne viel Worte zu machen, tun sie ihren Dienst, anderen immer ein Vorbild an Disziplin, Haltung und nicht zuletzt in der Beherrschung ihrer Waffen.

Welchen Wertfaktor die Obergefreiten für die Truppe darstellen, weiß jeder Offizier. Es gibt keinen Kompanieführer, der seine Obergefreiten missen möchte. Sie machen ihm seine schwere Aufgabe um vieles leichter; sie sind seine stillen Helfer, auf die er sich verlassen kann. Und sie fühlen sich als Mannschaftsgrade dafür verantwortlich, daß in der Kompanie alles „klar" ist. Sie achten auf Ordnung in ihrem Kreis, auf Anständigkeit und Kameradschaft. Über die Anerkennung ihrer Vorgesetzten freuen sie sich. Auf ihre Erfahrungen sind sie stolz, ohne überheblich zu werden.

„Wieder einmal die Obergefreiten!" Welch innere Stärke, wieviel Selbstbewußtsein, Kraft und Bereitschaft liegt in dieser Feststellung! Mit diesen Worten hat einer ausgesprochen, was alle anderen fühlen. Daß über sie nicht allzuoft große Worte gesprochen werden können, das wissen sie und finden sie auch ganz in der Ordnung. Auch würden sie es sich energisch verbitten, wollte man sie zu Reklamehelden stempeln. Sie wirken im kleinen und schaffen oft die Voraussetzungen zum Gelingen des Großen. Weil aber fast jeder von ihnen unbekannt bleiben wird, sollte einmal von ihnen allen gesprochen werden: Von den Obergefreiten. *R. St.*

Linder ist neben Diesel getreten. „Direktor Buz wird Sie schon nicht verlassen, Herr Diesel. Der Motor hat doch wirklich ‚ja' gesagt, und das muß auch der Herr Direktor einsehen."

Diesel steht auf und reckt die Arme. „Richtig, Linder, er wird es einsehen, und wir werden weiterarbeiten. Der Motor **wird** laufen!"

Das war am 10. August 1893. Auf der Pariser Weltausstellung hatte Diesel sein erstes Modell der Welt zeigen wollen, den ersten „Rationellen Wärmemotor". Aber er selbst zog es damals zurück, es war noch nicht reif, die Ammoniakgase, die er benutzte, waren zu gefährlich.

Das System, nach dem sein Motor arbeiten sollte, war ihm bereits seit seiner Jugend klar. Als Schüler sah er bei seinem Onkel und Pflegevater, dem Professor Barnickel in Augsburg, ein Kompressionsfeuerzeug, in dem die Lunte durch hochkomprimierte Luft entzündet wurde. Er wußte, daß man Luft so stark zusammenpressen kann, daß sie sich erhitzt und bei steigendem Druck eine außerordentlich hohe Temperatur erreicht. Das war die Grundlage, auf der er seinen Motor bauen wollte. Diesem Ziel strebte er mit Energie und Überlegung zu.

Eismaschinen oder Motor?

Selten war sich ein Junge so klar über seine Absichten wie Diesel. Als er am 18. März 1858 in Paris geboren wurde, war die Hauptstadt Frankreichs die Metropole der kontinentalen Technik. Es gab nur zwei Weltstädte in Europa: London und Paris. Er lernte beide kennen. Bereits als Kind lebte er in einer Luft, die geladen war mit einem hemmungslosen Glauben an die Technik und den Fortschritt. Straßenbahn, Gasbeleuchtung, Dampfmaschinen und Eisenbahn schienen dazu berufen, die Menschheit zu erlösen. Als 1870 der Krieg ausbrach, ging der Vater, der in Paris eine Zwergfabrik für Saffianlederwaren besaß, nach London. Der Sohn Rudolf wurde zu einem Onkel nach Augsburg geschickt, um dort die Schule zu besuchen. Diesel wußte genau, was er wollte: er wollte Ingenieur werden, ein Mann der Technik, ein Erfinder! Auf der Schule schlug er alle Rekorde und stürmte durch die Klassen wie ein Tornado. Seine Examen waren Meisterleistungen. Er arbeitete Tag und Nacht, geplagt dabei von wütenden Kopfschmerzen, die ihn sein Leben lang kaum verließen. 1880 machte er seine Abschlußprüfung. Um seinen Lebensunterhalt zu verdienen, übernahm er für Professor Linde, einen ehemaligen Lehrer, der eine Eismaschine erfunden hatte, den Vertrieb dieser Maschine. Er raste kreuz und quer durch Europa, war in England, Deutschland, Frankreich, der Schweiz, richtete Kühlhäuser ein, verhandelte, verkaufte, heiratete zwischendurch, beaufsichtigte die Fabrikation der Maschinen und — arbeitete nebenbei an seinem Motor. Nie hatte ihn der Gedanke daran verlassen. Kaum war er von einer Reise zurück, stürzte er an den Zeichentisch.

Endlich hielt er dieses Leben nicht mehr aus. War er dazu berufen, Eismaschinen zu verkaufen? Konnte er nicht andere Leistungen vollbringen, größere, epochemachende? Er überließ Professor Linde seinem Schicksal und begab sich an die Arbeit. Aber bald fehlten ihm die Mittel. Der Irrtum mit dem Ammoniakmotor hatte ihn viel Geld gekostet, jetzt verdiente er nichts mehr, und seine Lage wurde kritisch.

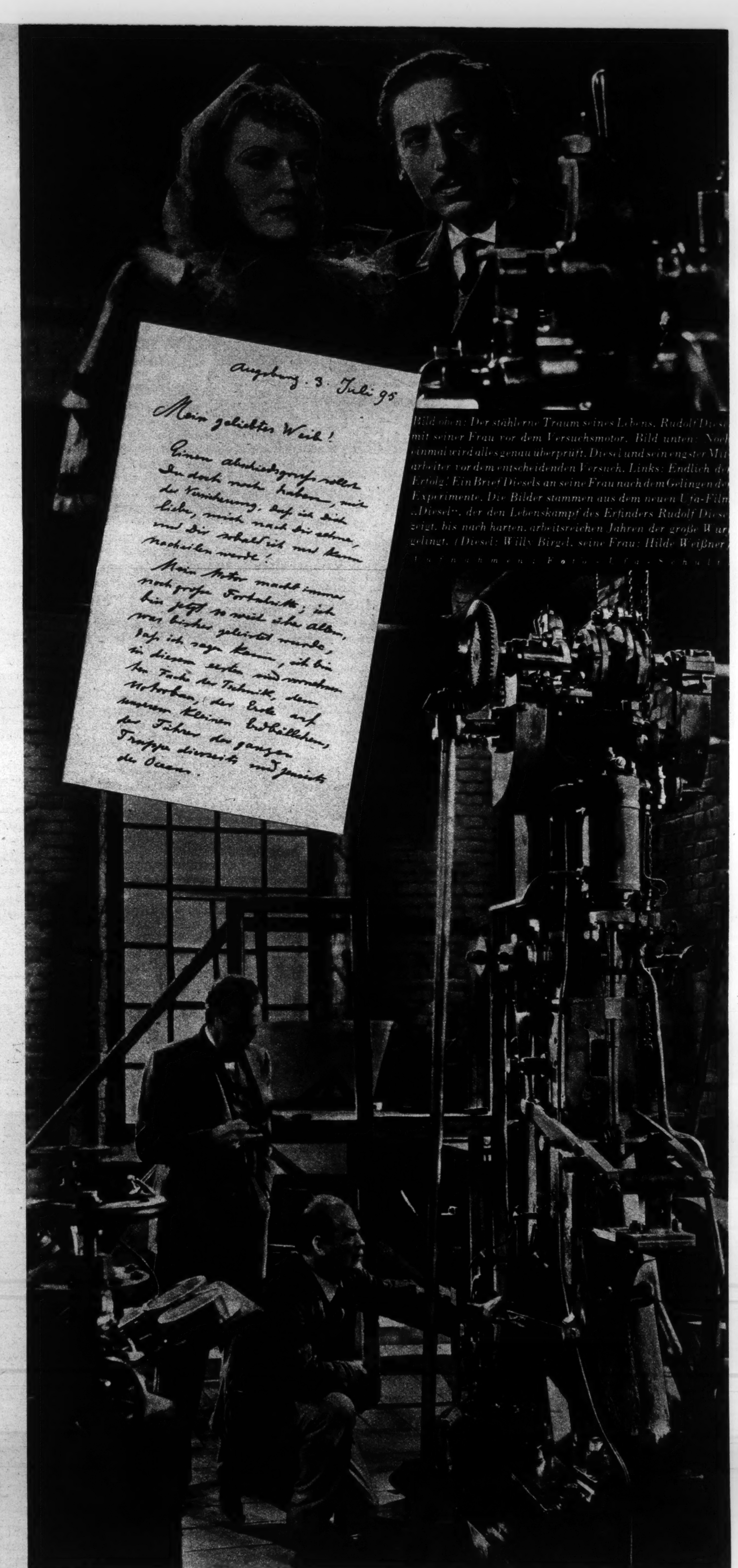
Diesel wandte sich an die bekannte Maschinenfabrik Augsburg. Seine Pläne waren inzwischen patentiert worden, und er hatte eine Schrift über seinen Motor verfaßt. In Augsburg verhielt man sich zuerst ablehnend. Man teilte ihm mit, daß es kein Material gebe, das den enormen Druck, den er benötigte, aushalte. Gelänge es ihm, sich mit Krupp über ein geeignetes Material zu einigen, würde man der Sache nähertreten.

Diesel fuhr zu Krupp und siegte. Am 10. April 1893 wurde ein Vertrag unterzeichnet, in dem sich Krupp und die Maschinenfabrik Augsburg verpflichteten, alle Kosten der Versuche zu übernehmen und das Material zu liefern. Nun war alles da, was er brauchte: Geld, Macht und Möglichkeiten. Diesel begann zu arbeiten wie noch nie in seinem Leben. Unermüdlich suchte er, änderte und verbesserte. Zahllose Fehlschläge warfen ihn immer wieder weit zurück. Irrtümer führten ihn auf falsche Wege, aber mit bewundernswerter Ausdauer und Energie fand er stets zum richtigen Weg zurück und schritt auf ihm weiter. Der 10. August 1893 kam, an dem der Motor das erste Lebenszeichen von sich gab. Das Unglück mit dem Indikator vermehrte die Zahl seiner Feinde, aber Direktor Buz hielt zu ihm: Die Versuche wurden fortgesetzt. Nach wenigen Tagen lief der Motor erneut, abermals mit dicken schwarzen Rauchwolken aus dem Auspuffrohr. Gelegentlich brach auch ein Feuerstrahl aus dem Rohr in die Montagehalle, so daß das Rohr ins Freie verlegt wurde. Die Diagramme des Indikators zeigten eine Leistung von 2 PS an. Das genügte nicht einmal, um die Reibung zu überwinden.

Da entschloß sich Diesel, von Linder ermuntert, zu einem neuen Schritt.

Diesel hat gesiegt

17. Februar 1894. Im Versuchsraum neben der großen Montagehalle ist Diesel mit Linder allein. Der Motor hat sein Aussehen erheblich verändert. Eine Luftpumpe ist hinzugekommen. Diesel beabsichtigt, ein Gemisch aus flüssigem Brennstoff und Luft in den Zylinder einzublasen, das noch höhergespannt ist als die Luft im Zylinder. Es ist ein Ver-



Augsburg. 3. Juli 95

Mein geliebtes Weib!

Einen Abschiedsgruß sollst Du doch noch haben, mit der Versicherung, daß ich Dich liebe, mich nach Dir sehne, und Dir sobald ich nur kann nacheilen werde!

Mein Motor macht immer noch große Fortschritte; ich bin jetzt so weit über Allem, was bisher geleistet wurde, daß ich sagen kann, ich bin in diesem ersten und vornehmsten Fache der Technik, dem Motorbau, der Erste auf unserem kleinen Erdbällchen, der Führer der ganzen Truppe diesseits und jenseits des Oceans.

Bild oben: Der stählerne Traum seines Lebens. Rudolf Diesel mit seiner Frau vor dem Versuchsmotor. Bild unten: Noch einmal wird alles genau überprüft. Diesel und sein engster Mitarbeiter vor dem entscheidenden Versuch. Links: Endlich der Erfolg! Ein Brief Diesels an seine Frau nach dem Gelingen der Experimente. Die Bilder stammen aus dem neuen Ufa-Film „Diesel", der den Lebenskampf des Erfinders Rudolf Diesel zeigt, bis nach harten, arbeitsreichen Jahren der große Wurf gelingt. (Diesel: Willy Birgel, seine Frau: Hilde Weißner)

Aufnahmen: Foto-Ufa-Schulz

such unter vielen, und seine Hoffnungen sind nicht größer als bei den übrigen Proben.

Schweigend verrichten beide ihre Handgriffe. Diesel steht wieder auf der kleine Holztribüne, während Linder die Transmission anwirft. Der Motor läuft, von der Dampfmaschine getrieben. Langsam dreht sich das große Schwungrad.

Aus der Montagehalle dringt der Lärm der Arbeit. Auf den Höfen fahren die eisernen Transportkarren rumpelnd über das Pflaster. Kaum ein Mensch kümmert sich noch um diesen verrückten Motor, der nichts weiter fertigbringt als Qualm und Krach. Es ist aus mit „dem Diesel sein Motor", das Interesse ist erloschen. Die Dampfmaschine wird also Königin bleiben. „Rationeller Wärmemotor", so ein Quatsch!

Die Luft im Zylinder hat den erforderlichen Druck, und Diesel legt seinen Hebel abermals auf „Brennstoff". Ein, zwei Explosionen ertönen schnell hintereinander, dann eine kleine Pause, dann wieder zwei Explosionen, dann drei, und dann — dann schreit Linder plötzlich auf: „Herr Diesel!!"

Sein ausgestreckter Arm zeigt auf das große Schwungrad. Während die Explosionen im Motor jetzt in regelmäßigem Takt ertönen, blickt Diesel auf. Seine Augen weiten sich.

Das Schwungrad! Es läuft! Nein, es läuft nicht nur, es läuft sogar schneller als die Dampfmaschine. Die Riemen des Transmissionsbandes hängen schlaff.

Sein Motor arbeitet allein!!

Stumm sehen sich die beiden Männer an, und langsam nimmt Linder die Kappe ab: „Unser Motor, er läuft." „Wieviel Umdrehungen", fragt Diesel halblaut.

Linder blickt auf den Zeiger, dann sagt er: „80 Umdrehungen, Herr Diesel."

Und plötzlich merkt Diesel, daß rings um ihn herum der Arbeitslärm verstummt ist. Das Hämmern, Stampfen, Kreischen und Dröhnen in der Montagehalle hat aufgehört. Die eisernen Karren rumpeln auf den Höfen nicht mehr über das Pflaster. Die ganze große Fabrik hält den Atem an. Und taktfest und hart tönt das Knattern seines Motors durch das Werk...

Und dann kommen sie gelaufen. Direktor Buz stürmt durch die Montagehalle, sein Gesicht strahlt, Vogel kommt an, Krumper, die Vertreter von Krupp, alle drängen sich herbei und umstehen den Motor.

Er läuft, er läuft wirklich!

*

Diesel hat gesiegt. Aus dem Knattern seines ersten Motors ist ein Dröhnen geworden, das heute über die ganze Welt geht, so weit die deutschen Waffen reichen. In diesem gewaltigen Chor der Motoren aber, der die Luft machtvoll und brausend erfüllt, klingt sieghaft das Lied auf von deutscher Größe und deutscher Kraft. Der Mann auf dem Turm des U-Bootes inmitten der Wasserwüste des Atlantiks spürt seinen zuversichtlichen Rhythmus in der zitternden Erschütterung der Dieselmotoren. Und die Fahrer am Steuer der Transportkolonnen auf einer der endlosen Straßen des Ostens fühlen sich sicher getragen von seinem dunkel dröhnenden Takt. Längst ist die Leistung des Pioniers Diesel eingegangen in die gewaltige Werkstatt der Nation. Und wo immer heute seine Motoren laut werden, vom Eismeer bis zum Kap der Guten Hoffnung, von den Steppen des Ostens bis hin zur Küste Amerikas — da ist es die Stimme des Reiches, die aus ihnen spricht.



MÜNCHEN 2304

EIN GÜTERWAGEN UNSERER ZEIT

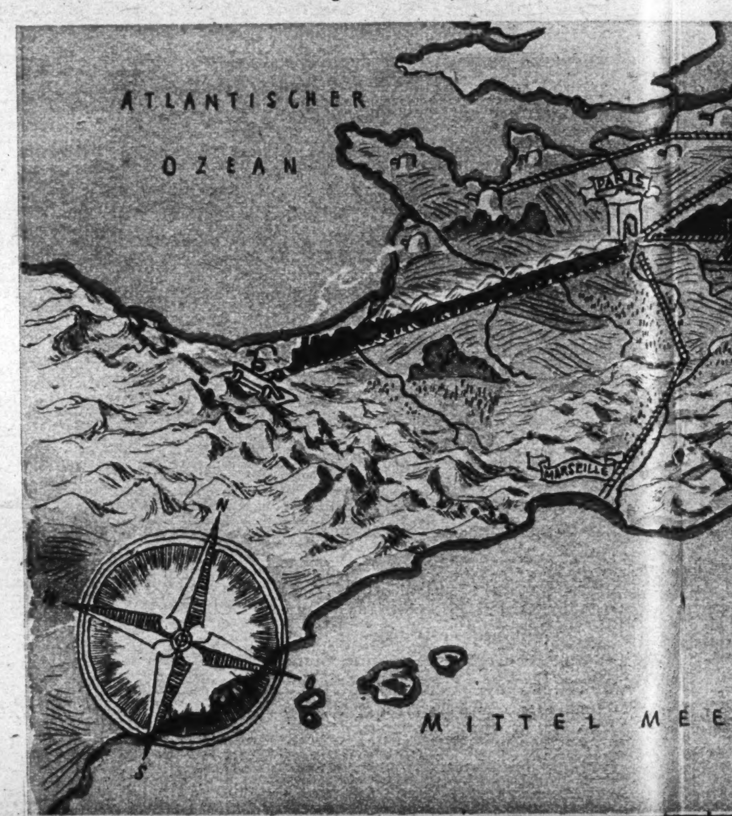
Fahrten auf den Lebenslinien des Kontinents

Von Uffz. Dr. Wilhelm Rey

Wenn ihr glaubt, es sei etwas Besonderes an ihm, dann täuscht ihr euch. Eigentlich kaum der Rede wert. Ein Güterwagen wie tausend andere, die ihr täglich auf den Bahnhöfen seht, die ihr eigentlich nur noch überseht, weil ihr euch längst an ihren Anblick gewöhnt habt. Und als ich da neulich an einem frostklirrenden mondhellen Winterabend zwischen den Gleisen irgendeines Bahnhofs im Mittelabschnitt Wache schob, da wäre ich höchstwahrscheinlich auch achtlos an dem Güterwagen München 2304 vorbeigegangen... Wenn nicht die Flammenspur gewesen wäre, die sich, tiefschwarz eingebrannt, durch den fahlroten Untergrund zog. „Sieh an", sagte ich mir, „den hat's auch erwischt." Und im selben Augenblick waren wir uns schon viel nähergekommen. Er kam mir gar nicht mehr so gleichgültig und alltäglich vor, dieser Güterwagen, und in mir kam ein Gefühl der Kameradschaftlichkeit hoch, fast so, wie man es zu einem treuen Pferde haben kann.

Ja, was wäre manchmal aus uns geworden, wenn wir unsere Güterwagen nicht gehabt hätten! Nicht nur, weil sie uns an der Front unermüdlich mit Verpflegung, Waffen, Munition, Material versorgen. Nicht nur, weil sie uns selber über Entfernungen hinwegbringen, die wir weder zu Fuß noch auf eigener Achse so zuverlässig überwinden könnten. Sie sind uns doch so oft mehr gewesen als irgendein gleichgültiges Verkehrsmittel — nämlich Obdach, Zuflucht, ein warmer Winkel der Geborgenheit. Auch jetzt wieder hocken sie da drin beieinander, Kameraden von so mancher Fahrt, um das kleine Öfchen gelagert, die Feldflasche zwischen den Knien und einen Kanten Brot in der Faust, der wärmenden Flamme zugekehrt. Und die alten vertrauten Gesichter sind im Lichtkreis der Lampe vereint. Ich höre zuweilen die Stimmen durch die Wandung dringen, von denen ich jede kenne. Der Rauch wirbelt geschäftig aus dem kurzen Rohrstutzen, und ich fühle hier draußen im beißenden Frost doppelt stark, wie gut es ist, jetzt einen Unterschlupf zu haben wie unseren Wagen München 2304, der uns mitten in Feindesland dennoch das leise Gefühl gibt, daheim zu sein.

Das ist nicht erst jetzt hier im Osten so. Das war schon so seit dem Beginn dieses Krieges. Denn „unser Güterwagen" war ja von Anfang an mit dabei und hat ehrlich mitgeholfen, Europa zu erkämpfen. Heute aber trägt er ebenso unermüdlich dazu bei, es zu verteidigen. Wenn man die Spuren aufzeichnen würde, die unser Güterwagen bei seinen Fahrten durch den Kontinent hinterlassen hat, dann höben sich aus dem Gewirr der zurückgelegten Strecken bald ganz bestimmte Linien heraus, die alle aus dem Herzen Europas in jene Grenzbezirke führen, die von den Waffen des Gegners bedroht sind. Auf diesen Linien vollzieht sich die Versorgung der Fronten. Sie verbinden die Werkstätten und Waffenschmieden der Heimat mit den Schlachtfeldern und den Bastionen des Kontinents. Sie vor allem sind daher heute als die Kraftlinien Europas zu betrachten, deren Unterbrechung eine Katastrophe bedeuten würde. Und gerade auf ihnen hat unser Güterwagen München 2304 besonders häufig Dienst getan. Er ist auf diesen eisernen Straßen aus der Mitte des Reiches bis hin zur Atlantikküste gerollt, beladen mit Werkstücken für den U-Boot-Bau, mit Arbeitsgerät, mit Zement. Da droben stand er dann unter jagenden Wolken im steifen Nordwest, hörte dunkel die Brandung der See und vernahm den hämmernden Rhythmus der Arbeit, unter dem Bunker auf Bunker entstand. Aber sein Weg führte ihn auch hinab nach Süden. Wenn die steile Schwelle der Alpen überwunden war, dann tat sich die sanfte Po-Ebene vor ihm auf, und er fuhr an den milden Gestaden des Mittelmeers hinab, bis er die ewige Wolke des Vesuvs im reinen Blau des Himmels stehen sah. Auf diesen Fahrten war er mit Kisten beladen, die die Aufschrift trugen: „Deutsches Afrikakorps." Und Griechenland? Auch das „Ewige Hellas" blieb ihm nicht

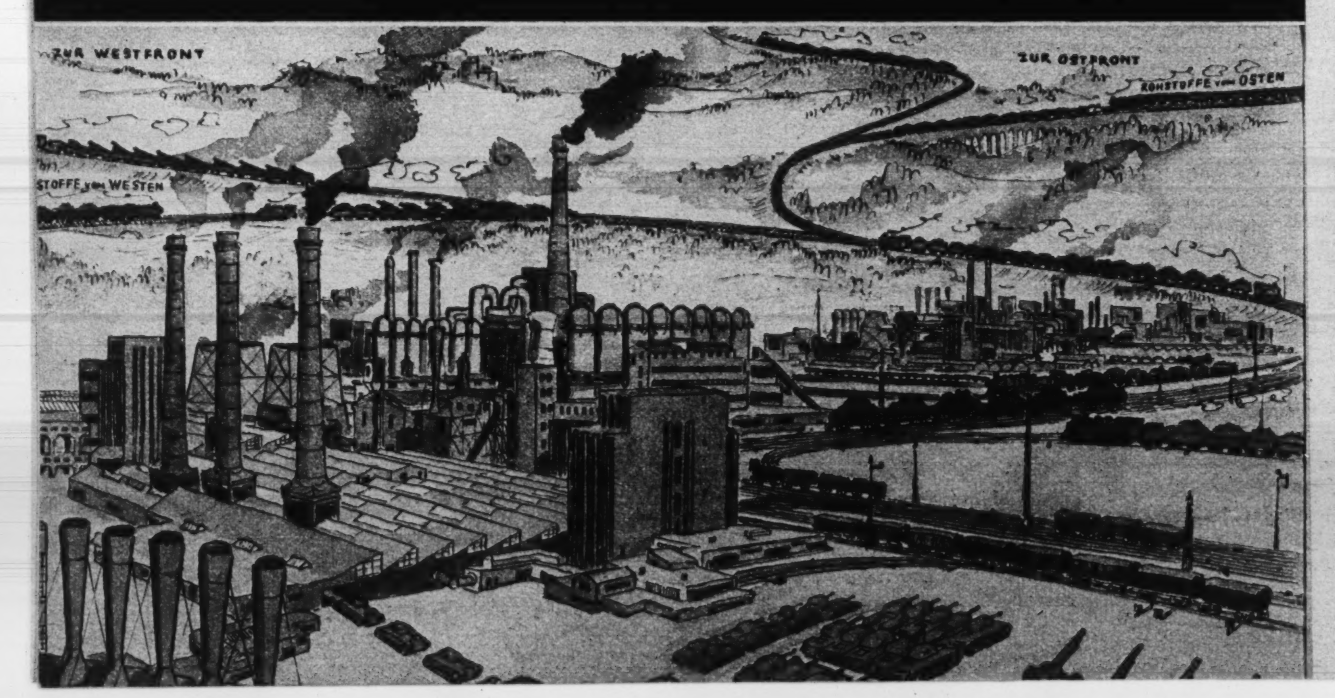


Lebensnetz Europas: Hier ist der gewaltige Arbeitsprozeß umr ssen a Austausches von Rohstoff und Fertigfabrikat, von landwirtschaftliche nur die großen Wirtschaftszentren, Industriegebiete, Rohstofflage heute verteidigt wird. Sie, die der Güterwagen München 2304

fremd. Wie oft stampfte er mühsam durch die rauhen Gebirge des Balkans, durch die beklemmenden Steinwüsten Mazedoniens, und atmete auf, wenn es endlich hinab ging nach Saloniki und vorbei an dem majestätischen Haupt des Olymps bis nach Athen. Und wenn wir ihn dabei nach seiner Ladung befragt hätten, hätte er uns vertraulich zugeraunt: „Waffen für Kreta." Keine andere europäische Landschaft ist ihm jedoch bei diesen Versorgungsfahrten zur Front so vertraut geworden wie der Osten. Er kennt den Abschnitt bei Leningrad und am Ilmensee genau so gut wie wir. Er hat sich so manches Mal durch die ungeheuren Urwälder der Mitte hindurchgeschlagen, und die endlose Weite der südlichen Steppe ist ihm nicht weniger vertraut.

Ihr seht schon daraus, daß es recht interessant ist, den Lebensweg unseres Güterwagens München 2304 zu studieren. Nicht nur, weil sich allerlei über sein Schicksal erfahren läßt, sondern weil dabei Zusammenhänge deutlich werden, die für das neue Europa und damit für unsere Zeit wesentlich sind. Denn die Versorgung der Fronten ist ja nur ein Teil der vielfältigen Aufgaben, die einem solchen Güterwagen gestellt sind. Damit diese Versorgung gesichert ist, muß der ganze Kontinent in einem gewaltigen Arbeitsprozeß zusammenwirken. Und bei diesem ungeheuren Vorgang des Austausches von Waren und Werten spielt der Güterwagen eine gewichtige Rolle. Er ist der Vermittler zwischen den Stätten der Erzeugung und des Verbrauchs, zwischen den Lagern der Rohstoffe und den Werkstätten der Verarbeitung. Und dieser Vorgang vollzieht sich heute nicht in den Schran-

Waffenschmieden des Reiches: Hier laufen die Erztransporte aus den großen Rohstoffgebieten ganz Europas ein. Die deutschen Waffenschmieden verfügen auch über Erze aus den besetzten Ostgebieten. In ununterbrochenem gewaltigem Arbeitsprozeß wird das Erz zu Stahl gehärtet und zu Waffen geschmiedet. Täglich rollen neue Panzer und neue Geschütze aus den Toren der Werkhallen und treten auf den großen Schienenwegen den Marsch an die Fronten an

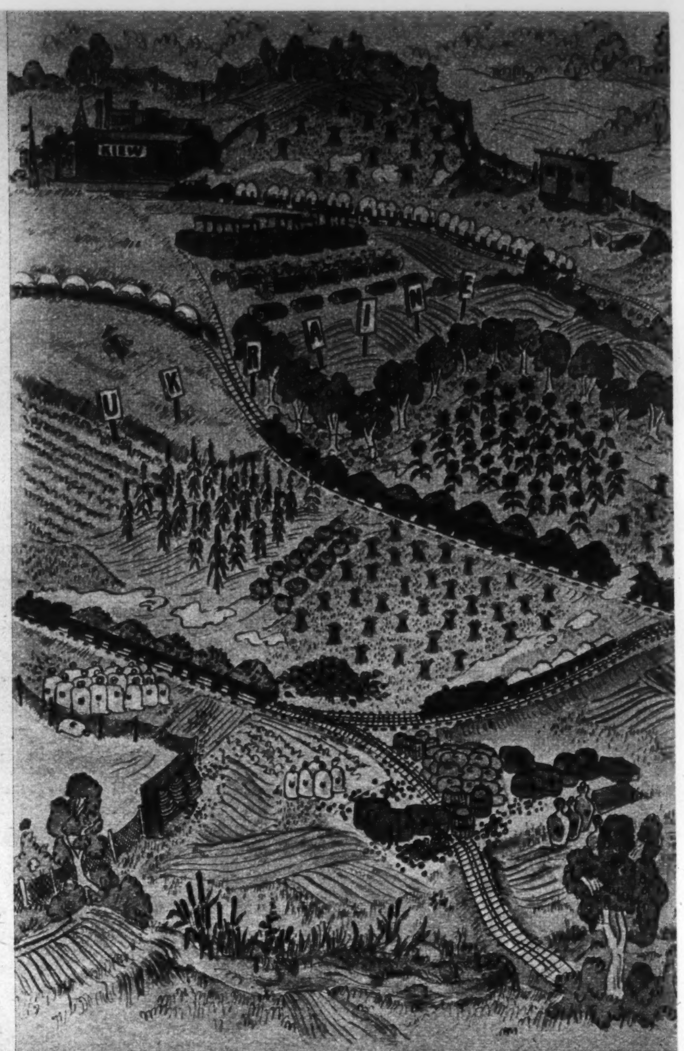


ken der früheren staatlichen Grenzen, sondern hat wiederum europäischen Maßstab. Der Güterwagen München 2304 rollt mit im Blutstrom der europäischen Wirtschaft, der heute den Kontinent ernährt. In den Strecken, die er dabei zurücklegt, zeichnen sich die Lebenslinien des Kontinents ab, und die breiten Stränge des Verkehrsnetzes treten hervor, das die großen Wirtschaftszentren miteinander verbindet. Und darum ist euch in ihm, dem schlichten Güterwagen, wenn ihr ihn nur recht betrachtet, ein Zeuge der neuen Wirtschaftsordnung des europäischen Raumes einmal ganz anschaulich und greifbar vor Augen getreten.

Was hat der Güterwagen München 2304 (oder einer seiner spezialisierten Kollegen) nicht allein alles aus dem Osten ins Reich geführt. Von seinen Fahrten durch die üppigen Äcker der Ukraine, die überwogt sind vom goldenen Glanz der Ähren, hat er Ladungen köstlichen Getreides mitgebracht. Er ist durch die endlosen Sonnenblumenfelder gerollt, die in voller Reife standen, und hat Sonnenblumenkerne geladen oder das Öl, das aus ihnen bereitet wird. Aus dem fruchtbaren Schoß des Landes strömten Eier, Geflügel, landwirtschaftliche Produkte aller Art auf den Verladerampen zusammen, um in unserem Güterwagen den Weg ins Reich anzutreten. Aber der Güterwagen München 2304 hat nicht nur Produkte aus dem Osten geholt — er hat auch viele Ladungen aus dem Reiche mitgebracht. Und zwar vor allem technische Geräte, die das Land dringend brauchte. Neben landwirtschaftlichen Maschinen aller Art wurden einige hunderttausend Sensen und Sicheln, dazu Pflüge, Eggen, Schlepper, Kultivatoren aus dem Reich nach dem Osten transportiert, um dem Aufbau der Landwirtschaft zu dienen.

Der wirtschaftliche Austausch zwischen dem Reich und der Ukraine beschränkte sich jedoch keineswegs auf den Sektor der Landwirtschaft. Wie oft ist unser Güterwagen in den chemische Erzeugnisse, Heilmittel und Textilwaren. Wenn Rumänien vor allem wegen des Erdöls wichtig ist, so ist es Bulgarien wegen seines Tabaks. Wie oft hat der Güterwagen München 2304 die duftenden Ballen in sich aufgenommen, um sie ins Reich zu führen. Daneben aber gab es auch Früchte, Gemüse und sonstige Produkte des Gartenbaus, für die das Reich wiederum Industrieerzeugnisse aller Art nach Bulgarien lieferte.

Wenn der Güterwagen München 2304 gen Süden nach Italien rollte, so geschah es nicht nur um der Versorgung des deutschen Afrikakorps willen. Er brachte aus dem Reich die für die italienische Industrie unerläßliche Kohle hinab (10 Millionen Tonnen Jahreslieferung) und kam wieder zurück, beladen mit der duftenden Pracht der Südfrüchte oder mit Bauxit. Dies vor allem ist ein wichtiger Stoff für die deutsche Rüstungsindustrie. Denn aus Bauxit wird Aluminium gewonnen, und Aluminium ist die Grundlage der deutschen Flugzeugfabrikation. Bauxit brachte unser Güterwagen auch von seinen Fahrten nach Frankreich und den besetzten Westgebieten mit. Zugleich aber mag er manches Mal in den Eisenerztransporten mitgerollt sein, die aus dem Westen zur Verarbeitung ins Ruhrgebiet gingen. Auch dabei handelt es sich um beträchtliche Mengen. Denn, wenn die deutsche Eisenerzförderung im Jahre 1938 etwa 12,4 Millionen Tonnen betrug, so lieferten die Gruben in Elsaß-Lothringen, Luxemburg, Frankreich und Belgien zusammen — wenn man die zuletzt bekanntgegebenen Ziffern von 1938 zugrunde legt — 38,4 Millionen Tonnen. Als Ausgleich für diese Erzlieferungen, zu denen sich aus Frankreich noch Fahrzeuge und sonstige Industrie-



Die von uns besetzten Ostgebiete sind die Kornkammer Europas. Auf vielen Fahrten hat der Güterwagen München 2304 Ladungen von Getreide, Sonnenblumenöl, landwirtschaftlichen Produkten aller Art ins Reich transportiert und dafür vor allem landwirtschaftliche Maschinen aus den deutschen Industriewerken zurückgebracht



…umrissen, an dem heute ganz Europa zusammenwirkt. Auf den eingezeichneten Verkehrslinien vollzieht sich der ungeheure Vorgang des …irtschaftlichem Produkt und Industrieerzeugnis: der wirtschaftliche Blutkreislauf des Kontinents. Diese Linien aber verbinden nicht …ohstofflager, landwirtschaftliche Bezirke, sie führen auch aus den Waffenschmieden des Reiches an alle Fronten, an denen Europa …chen 2304 oft befahren hat, geben daher ein Gesamtbild von der Struktur der neuen Wirtschaftsordnung, in der wir leben

großen Erztransporten mitgerollt, die vor allem Mangan, das wichtige Veredelungsmetall zur Stahlerzeugung, aus den großen Erzlagern im Osten ins schlesische Industriegebiet, an die Ruhr und an die Saar brachten. Daß es sich bei solchen Transporten nicht um Kleinigkeiten handelte, geht schlagend aus folgenden Zahlen hervor: Vor Kriegsbeginn wurden in ganz Deutschland jährlich 42 000 Tonnen Mangan gefördert. Die durchschnittliche Förderung in den besetzten sowjetischen Gebieten dagegen betrug schätzungsweise zuletzt eine Million Tonnen Manganerz im Jahr. Auch Eisenerze sind auf dem Schienenwege aus dem Osten ins Reich geführt worden. Und wiederum können hier zwei statistische Angaben die wirtschaftlichen Möglichkeiten umreißen, die auf diesem Gebiet gegeben sind: Die deutsche Jahresförderung an Eisenerz von 1938 betrug 12,4 Millionen Tonnen. Die geschätzte Förderung des letzten Normaljahres in den besetzten sowjetischen Gebieten beträgt dagegen 25 Millionen Tonnen, das heißt ungefähr das Doppelte.

Von den wirtschaftlichen Lebensadern, die das Reich mit dem Balkan verbinden, tritt besonders der Strang nach Rumänien hervor. Hier rollen vor allem die großen Tankertransporte, die das kostbare Erdöl und seine Derivate aus dem rumänischen Quellgebiet ins Reich führen. Auch auf dieser Strecke war unser Güterwagen oft mit dabei. Und wenn er kein Erdöl laden konnte, weil er eben kein Tanker ist, so lud er Getreide, das zweite wichtige Ausfuhrgut Rumäniens. Als Gegenwert aber brachte er aus dem Reich zurück landwirtschaftliche Maschinen, technische Anlagen, produkte gesellen, brachte der Güterwagen München 2304 aus dem Reich beispielsweise Spezialapparate für Zellwolle- und Bunagewinnung, Düngemittel und Saatgut für die zerstörten Gebiete nach dem Westen. Aus dem Norden Europas, vor allem aus Dänemark, hat unser Wagen Gemüse und Viehprodukte mitgebracht. Zugleich aber sind ihm auch die großen Umschlagplätze an der Küste bekannt, wo die Erze, die zu Schiff aus Schweden kommen, umgeladen und ins Ruhrgebiet oder nach Schlesien transportiert werden. Auf den Gegenstrecken laufen vor allem Kohlentransporte für die schwedische Industrie.

So war unser Wagen Tag für Tag, Nacht für Nacht auf Reisen. Es werden jetzt bald 1500 Tage sein, da er seinen Dienst tut. Mit Tages- und Nachtfahrten ist er sicherlich 100 Kilometer täglich gerollt. Das sind eineinhalb Millionen Kilometer. Könnte man diese Strecke aneinanderreihen, so hätte dieser unscheinbare Wagen München 2304 schon mehr als fünfunddreißigmal den Erdball umrundet. Rechnen wir ihm in den 1500 Tagen 500 Umladungen zu, so hat er auf diesem Wege eine Last an kriegs- und lebenswichtigen Gütern von 10 000 Tonnen geschleppt. Das ist, in nackten Zahlen ausgedrückt, sein Beitrag zum Sieg der deutschen Waffen. Eine Sache, die man nicht so einfach übersehen kann, die einen Begriff gibt von der Kraftanstrengung nicht nur der deutschen Menschen, sondern auch des deutschen Materials.



Kraftlinien des Kontinents, die nach Süden führen. Unser Güterwagen rollt mit den Waffentransporten aus den großen Rüstungswerken im Herzen des Reiches hinab nach Italien und Griechenland, um die Front in Tunesien und die Verteidigungsbastion auf Kreta zu versorgen



Bild links außen: In diesen winzigen Käfigen wohnen je hundert Tiere, die von einem menschlichen „Blutspender“ ernährt werden müssen

Bild Mitte: Unter dem Mikroskop wird jeder einzelnen Laus vorsichtig der Darm herausgenommen, aus dem der Impfstoff gewonnen wird

Im Kreis: Der Erreger des Fleckfiebers gehört zur Gruppe der „Rickettsien“. Mit dem Kot der Laus gelangt er auf die Haut und wandert durch kleine Hautverletzungen in den Körper

Aufnahmen: Dr. Croy

50 Millionen

BAKTERIEN IN EINEM LÄUSEDARM!

URSACHEN UND BEKÄMPFUNG DES FLECKFIEBERS

Jede Krankheit hat ihre Geschichte. Vom Fleckfieber könnte man eine lange und traurige berichten, die über viele Jahrhunderte zurückreicht und sich im Dunkel unerforschter Zeiten verliert. Das älteste Schriftstück, in dem das Fleckfieber beschrieben wird, stammt von Girolamo Cardano, dem Mann, der das Kardangelenk erfand, und datiert aus dem 16. Jahrhundert. Er nannte es „Flohbiß-Krankheit“, weil die Kranken kleine Flecke auf der Haut bekamen, die Flohbissen glichen. Kurze Zeit später erlebte ein tüchtiger Arzt eine fürchterliche Fleckfieber-Epidemie in Italien und schrieb die Krankheitszeichen genau auf: Fieber, Delirium, Durst und vor allem das Auftreten kleiner Flecke auf der Haut, die dem Masernausschlag gleichen. Er berichtete, daß die Krankheit äußerst ansteckend ist und meist tödlich verläuft.

Seit dieser Zeit können wir das Wüten der Fleckfieber-Seuche genau verfolgen. Sie entscheidet Kriege, dringt in die englischen Gefängnisse, tobt sich in den überfüllten Wohnungen der großen Städte aus und hält sich hartnäckig in Lazaretten und auf Schiffen. Heute gibt es Fleckfieber endemisch und epidemisch nur noch in Osteuropa und dem angrenzenden Westasien, in Nordafrika, im Basutoland und in den südamerikanischen Anden. Außerdem kommt es noch in den Judenvierteln amerikanischer Großstädte vor. Das alte Leiden, das „fleckige Fieber“, gedeiht neuerlich nur dort, wo das Ungeziefer gute Tage hat. Seine An- oder Abwesenheit ist ein untrüglicher Maßstab für die Hygiene eines Volkes. Keiner Krankheit ist leichter vorzubeugen — nur wenige aber haben eine derartige verheerende Wirkung, wenn sie sich erst einmal ausgebreitet haben. Fleckfieber wird durch Kleiderläuse von Mensch zu Mensch übertragen, der von Läusen freie Fleckfieber-Kranke ist völlig ungefährlich. Die Laus nimmt mit dem Blut des fiebernden Kranken das Krankheitsgift auf. Unter dem Mikroskop zeigt es sich, daß dieses Krankheitsgift ein Erreger ist. Die Gruppe, zu der er gehört, nennt man „Rickettsien“. Im Leib der Laus vermehren sich die Rickettsien, sammeln sich an der Darmwand der Laus an und werden mit dem Kot massenhaft ausgeschieden. Von den Kranken oder an Fleckfieber Verstorbenen gehen die Läuse auf Gesunde über. Aber es ist nicht der Läusebiß, der nun die Rickettsien dem Gesunden einimpft. Mit dem Kot der Laus gelangt das Krankheitsgift auf die Haut und wandert nun durch kleine Hautverletzungen — Kratzen nach dem Biß! — in den Körper. Dort vermehren sich die Erreger, und etwa 10 bis 14 Tage nach der Ansteckung macht sich die Krankheit durch Fieber und andere Anzeichen bemerkbar.

Im ersten Weltkrieg und auch heute noch ist die vordringlichste Abwehrmaßnahme gegen das Fleckfieber die Bekämpfung der Laus. Daneben aber hat die moderne Forschung Impfstoffe entwickelt, mit denen man den Menschen gegen die Krankheit immunisieren kann. Wie viele andere Krankheiten, z. B. Masern und Pocken, hinterläßt auch das Fleckfieber bei den Menschen, die es überstanden haben, eine Immunität gegen neue Ansteckung. Das ist so zu erklären: Beim Kampf des Körpers gegen die eingedrungenen Erreger haben sich im Organismus Abwehrstoffe gebildet. Sie haben den Erreger — und damit die Krankheit — sozusagen niedergekämpft und halten sich noch lange Zeit im Körper. So lange sie vorhanden sind, wehren sie neue Eindringlinge der gleichen Art, hier also die Rickettsien, erfolgreich ab, noch bevor diese Eindringlinge im Körper einen „Brückenkopf“ bilden können.

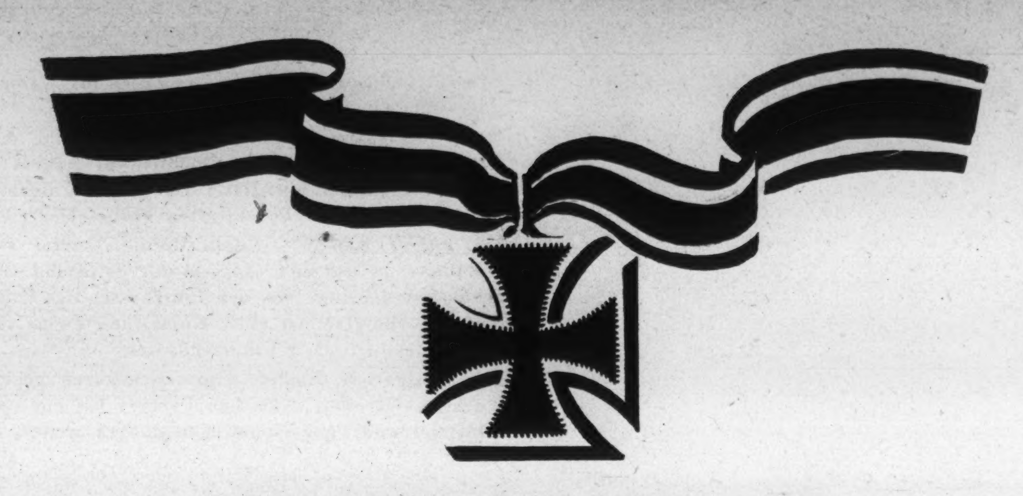
Bei der Pockenimpfung bringt man abgeschwächte Pockenerreger in kleiner Menge in den Körper. Diese geringe Menge genügt, um im Organismus die Bildung von Abwehrstoffen hervorzurufen — die Impfung leistet also denselben Dienst wie die überstandene Pockenerkrankung: Sie macht immun, unempfindlich gegen die Pocken. Zur Zucht des Pockenerregers bedient man sich des Rindes, dem er nichts anhaben kann.

Das Fleckfieber läßt sich jedoch nicht auf große Tiere übertragen. Deshalb ist die Gewinnung eines Fleckfieber-Impfstoffes äußerst schwierig. Man muß nämlich die Laus selbst auch als „Serum-Tier“ heranziehen.

Das Marburger Behring-Institut, Deutschlands weltberühmte Stätte der Serumgewinnung, hat in Lemberg ein Institut errichtet, das sich auch der Gewinnung von Fleckfieber-Impfstoffen widmet. In den Räumen dieses Hauses werden unzählige kleine Blutsauger in „Farmen“ aufgezogen und nach ausgeklügelten Methoden mühevoll mit Fleckfieber-Rickettsien infiziert. Die gesunden und auch die infizierten Läuse werden an Menschen mit gesundem Blut, die in großer Anzahl dem Institut ständig zur Verfügung stehen, angesetzt, die sie mit ihrem Blut ernähren. Erst wenn sich die Fleckfieber-Erreger in den Därmen der Läuse genügend vermehrt haben, können die „Serum-Tiere“ aufgearbeitet werden. Man zieht ihnen den Darm heraus und verfügt nun in größerer Menge über das Ausgangsmaterial zur Impfstoffgewinnung, die Fleckfieber-Erreger. Durch geeignete Behandlung der Därme mit Chemikalien werden die in ihnen enthaltenen Rickettsien abgeschwächt, und der Impfstoff ist fertig. Für eine Immunisierung benötigt man hundert Därme mit 5 Milliarden Rickettsien Inhalt. Hundert Läuse müssen vom Ei her aufgezogen, gehätschelt, gepäppelt und sorgfältig präpariert werden, bevor man über genügend Material für einen einzigen Menschen verfügt!

Neuerdings hat man auch Verfahren entwickelt, bei denen es möglich ist, die Rickettsien auf angebrüteten Hühnereiern zur Vermehrung zu bringen.

Das Fleckfieber ist noch nicht restlos besiegt. Immer noch bedroht es durch eine Invasion aus dem Osten unsere Gebiete. Man darf aber wohl heute schon sagen, daß eine größere Ausbreitung nicht mehr möglich sein wird. Da zudem die modernen Behandlungsmethoden die Sterblichkeitsziffer bei dieser Krankheit erheblich herabgedrückt haben, hat das „fleckige Fieber“ heute schon viel von seinen Schrecken verloren.



RITTERKREUZTRÄGER

Oberst Wilhelm Adam,
Adjutant im Stabe einer Armee

Leutnant d. R. Günter Amelung,
Schwadronsführer in einer Schnellen Abt.

Wachtmeister Fritz Amling,
Zugführer in einer Sturmgeschütz-Abteilung

Feldwebel Friedrich Banach,
Zugführer in einem Panzer-Regiment

Oberst Konrad Barde,
Kommandeur eines Artillerie-Regiments

Hauptmann Joachim Barth,
Kommandeur einer Panzerjäger-Abteilung

Major d. R. Franz Bäke,
Abteilungskommandeur in einem Panz.-Rgt.

Oberstleutnant Hermann Begemann,
Kommandeur eines Grenadier-Regiments

Hauptmann z. V. Hans Behnken,
Bataillonskommandeur in einem Gren.-Rgt.

Rittmeister Erwin Besler,
Kommandeur einer Schnellen Abteilung

Oberleutnant d. R. Wilhelm Bladt,
Batteriechef in einem Artillerie-Regiment

Oberst Wilhelm Boeck,
Kommandeur eines Artillerie-Regiments

Feldwebel Paul Both,
Zugführer in einem Grenadier-Regiment

Rittmeister Ernst-Albrecht Graf Brockdorff-Ahlefeldt,
Kommandeur eines Kradschützen-Bataillons

Oberleutnant Hans Bruhn,
Kompaniechef in einem Grenadier-Regiment

Oberstleutnant i. G. Ulrich Bürker,
in einer Panzer-Division

SS-Hauptsturmführer Hans-Georg von Charpentier,
Schwadronschef in einem Reiter-Regiment der Waffen-SS

Generalmajor Alexander Edler v. Daniels,
Kommandeur einer Infanterie-Division

Hauptmann d. R. Walter Dargies,
Bataillonsführer in einem Grenadier-Rgt.

SS-Hauptsturmführer Hugo Eichhorn,
Kompaniechef in einem Pionier-Bataillon der Waffen-SS

Oberleutnant Armin Erdmann,
Kompanieführer in einem Panzer-Gren.-Rgt.

SS-Obersturmführer Markus Faulhaber,
Kompanieführer in einem SS-Gren.-Rgt.

Leutnant Siegfried Fehre,
vorgeschob. Beobachter in einem Art.-Rgt.

Hauptmann Josef Fitz,
Bataillonskommandeur in einem Panzer-Grenadier-Regiment

Feldwebel Bruno Fröhlich,
Zugführer in einem Grenadier-Regiment

Hauptmann Berthold Gamer,
Abteilungskommandeur in einem Art.-Rgt.

Feldwebel Walter Garz,
Zugführer in einem Panzer-Grenadier-Rgt.

Oberst Dr. Wilhelm Göller,
Kommandeur eines Festungs-Pionier-Stabes

Feldwebel Wilhelm Günther,
Zugführer in einem Panzer-Regiment

Hauptmann Rudolf Haen,
Kompaniechef in einer Panzer-Abteilung

Leutnant Karl Helmer,
Ordonnanzoffizier in einem Gebirgsjäger-Rgt.

Oberleutnant d. R. Hans-Erich Herwig,
Kompaniechef in einem Grenadier-Regiment

Obergefreiter Willi Hopfe,
Gruppenführer in einer Schnellen Abteilung

Oberst Walther von Hünersdorff,
Kommandeur eines Panzer-Regiments

Generalleutnant Arno Jahr,
Kommandeur einer Infanterie-Division

Oberst Eberhard Kinzel,
im Generalstab des Heeres

Oberst Paul Klatt,
Kommandeur eines Gebirgsjäger-Regiments

Oberleutnant Kurt Klinger,
Kompaniechef in einem Grenadier-Regiment

Oberfeldwebel Bruno Kohns,
Zugführer in einem Jäger-Regiment

Hauptmann Christian König,
Bataillonsführer in einem mot. Gren.-Rgt.

Feldwebel Rudolf König,
Zugführer in einem Panzer-Grenadier-Rgt.

Oberst Radu Korne,
Kommandeur einer rumän. Kavallerie-Div.

Oberstleutnant i. G. Fritz Kraemer,
im Stabe einer Panzer-Division

Unteroffizier Franz Kreuzer,
Gruppenführer in einem Grenadier-Regiment

Oberst Richard Lepper,
Führer einer Kampfgruppe

Hauptmann Karl Lestmann,
Abteilungskommandeur in einem Panz.-Rgt.

Oberst Gerhard Lindemann,
Kommandeur eines Grenadier-Regiments

Major Karl Lorenz,
Kommandeur des Pionier-Bataillons „Großdeutschland"

Generalmajor Eduard Metz,
Kommandeur einer Panzer-Division

Oberst Herbert Michaelis,
Kommandeur eines Grenadier-Regiments

Oberleutnant d. R. Walter Mix,
Kompaniechef in einem Grenadier-Regiment

Oberleutnant Johannes Morawietz,
Kompanieführer in einem Jäger-Regiment

Unteroffizier Horst Naumann,
Geschützführer in einer Sturmgeschütz-Abt.

Oberwachtmeister Ernst Neufeld,
Zugführer in einer Kradschützen-Abteilung

Oberstleutnant Dr. Hermann Oehmichen,
Führer einer Kampfgruppe

Oberst Hermann von Oppeln-Bronikowski,
Kommandeur eines Panzer-Regiments

Gefreiter Karl Österreicher,
MG.-Schütze in einem Grenadier-Regiment

General der Infanterie Eugen Ott,
Kommandierender General eines Armeekorps

Generalleutnant Georg Pfeiffer,
Kommandeur einer Infanterie-Division

Oberstleutnant Walter Reissinger,
Kommandeur eines Grenadier-Regiments

Generalmajor Richard von Reuß,
Kommandeur einer Infanterie-Division

Oberstleutnant Eduard Freiherr von Saß,
Kommandeur eines Grenadier-Regiments

Hauptmann i. G. Peter Sauerbruch,
Führer einer Kampfgruppe

Major Bernhard Sauvant,
Abteilungskommandeur in einem Panz.-Rgt.

Feldwebel Georg Schäfer,
Zugführer in einem Panzer-Regiment

Oberfeldwebel Erich Scheibig,
Zugführer in einem Grenadier-Regiment

Hauptmann Albert Schneider,
Kommandeur eines Feldausbildungs-Batl.

Oberwachtmeister Richard Schramm,
Zugführer in einer Sturmgeschütz-Abteilung

Oberleutnant Hans-Jürgen Schreiber,
Schwadronschef in einer Aufklärungs-Abt.

Obergefreiter Heinrich Schwarz,
Richtkanonier in einem mot. Artillerie-Rgt.

Hauptmann d. R. Erich Selle,
Kompaniechef in einem Grenadier-Regiment

Hauptmann d. R. Walter Sievers,
Bataillonskommandeur in einem Gren.-Rgt.

Hauptmann Joachim Spiegel,
Bataillonskommandeur in einem Gren.-Rgt.

Oberfeldwebel Hans Strippel,
Zugführer in einem Panzer-Regiment

Oberfeldwebel Gustav Stühmer,
Zugführer in einem Grenadier-Regiment

Oberleutnant d. R. Willi Thulke,
Kompanieführer in einem Grenadier-Rgt.

Hauptmann Hans Uhl,
Bataillonsführer in einem Grenadier-Rgt.

Oberst Alexander Vial,
Kommandeur eines Grenadier-Regiments

Hauptmann Heinrich Volker,
Chef der Stabskompanie eines Panzer-Grenadier-Regiments

Oberleutnant d. R. Horst Warschauer,
Kompaniechef im Pionier-Bataillon „Großdeutschland"

Generalmajor Helmuth Weidling,
Kommandeur einer Infanterie-Division

Hauptmann d. R. Herbert Weiß,
Bataillonsführer in einem Grenadier-Rgt.

Oberst Walter Wenck,
im Generalstab einer Armeegruppe

Hauptmann Rudolf Wermter,
Bataillonsführer in einem Grenadier-Rgt.

Oberfeldwebel Kurt Witschel,
Kompanieführer in einem Jäger-Regiment

EICHENLAUBTRÄGER



Oberleutnant d. R. Fritz Feßmann,
Kompaniechef in einem Kradschützen-Batl., als 170. Soldaten der deutschen Wehrmacht



Oberst Wend v. Wietersheim,
Kommandeur eines Panzer-Gren.-Rgts., als 176. Soldaten der deutschen Wehrmacht



Generalfeldmarschall Paulus,
Oberbefehlshaber einer Armee, als 178. Soldaten der deutschen Wehrmacht



Major Karl Willig,
Bataillonskommandeur in einem Grenadier-Rgt., als 179. Soldaten der deutschen Wehrmacht



Hauptmann Günter Göbel,
Führer einer Kampfgruppe, als 180. Soldaten der deutschen Wehrmacht



Generalfeldmarschall Günter von Kluge,
Oberbefehlshab. einer Heeresgruppe, als 181. Soldaten der deutschen Wehrmacht



Hauptmann Waldemar von Gazen, gen. Gaza,
Führer einer Kampfgruppe, als 182. Soldaten der deutschen Wehrmacht



Generalleutnant Hans Kreysing,
Kommandeur einer Gebirgsjäger-Division, als 183. Soldaten der deutschen Wehrmacht



Oberwachtmeister Hugo Primozic,
Zugführer in einer Sturmgeschütz-Abt. als 185. Soldaten der deutschen Wehrmacht



Hauptmann Willy Riedel,
Bataillonskommandeur in einem Grenadier-Regiment, als 186. Soldaten der deutschen Wehrmacht



Oberleutnant d. R. Georg Michael,
Bataillonsführer in einem Panzergren.-Rgt., als 187. Soldaten der deutschen Wehrmacht



Generalleutnant Karl Rodenburg,
Kommandeur einer Infanterie-Division, als 189. Soldaten der deutschen Wehrmacht



Zwischen Tunis und Sousse patrouillierte bei regnerischem Wetter ein deutscher Panzerspähwagen längs der Küstenstraße. Das Scherenfernrohr des Wagens dreht sich nach allen Seiten. Doch in östlicher Richtung, dort, wo sich die endlos scheinende Fläche des Meeres breitet, scheint irgend etwas nicht so hundertprozentig klarzugehen. Ein italienischer Schlepper zieht in südlicher Richtung seine Bahn — plötzlich Unruhe und Bewegung an Bord — Mannschaften flitzen über Deck — das Scherenfernrohr des Panzerspähwagens dreht langsam weiter nach links: Ein U-Boot schiebt sich aus den schneeweißen Wellenkämmen der See! Die Nationalität ist noch nicht zu erkennen!

Deutsches? Italienisches? Oder etwa ein feindliches?! Doch schon ist der Zweifel behoben! Ein Schuß aus der Kanone gegen den Schlepper — und ein zweiter hallt über die unruhige See. Schuß um Schuß folgt, doch schon haben die Männer des Panzerspähwagens, zu welchem sich noch mehrere gesellen, geistesgegenwärtig die Situation erfaßt!

Sie nehmen das U-Boot aufs Korn. Schuß auf Schuß schlägt ein — drei Volltreffer im Bug des U-Bootes! Ein voller Erfolg! Gespannt verfolgen die Besatzungen der Panzerspähwagen die Auswirkung ihres blitzschnellen Angriffs. — Zwei Mann der Geschützbedienung des U-Bootes fallen ins Wasser, eine Rauchwolke zieht hoch — und schon taucht das U-Boot wieder unter! —

Der Panzerspähwagen fährt in gleicher Höhe mit dem Schlepper die Landstraße entlang. Immer bleibt der Frachter vor Augen. Dann traf — tatsächlich — das, was man vermutet, ein: Das U-Boot mußte wieder auftauchen, wenn es, beschädigt, seine Besatzungsmitglieder retten wollte! Der richtige Augenblick war gekommen. Ein kurzer Kampf — drei Minuten später steigt eine Stichflamme aus dem U-Boot — es legt sich langsam zur Seite und versinkt mit Mann und Maus! Der Schlepper, der zwar von den Einschüssen des U-Bootes etwas angeknackt ist, zieht trotzdem ruhig seinen alten Kurs. Eine Folge von Wasserblasen aber kündet das Ende eines britischen Unterseebootes.

Der einzigartige Kampf: Panzerspähwagen gegen U-Boot — ist zu Ende. Die Wachsamkeit eines deutschen Panzers hat ein italienisches Schiff gerettet! Beide, Schlepper und Panzerspähwagen, fahren weiter, als sei nichts geschehen.

Kriegsberichter Harald Wachsmuth

Der Geist an den Geschützen

VON DR. ALFRED HAUSSNER

Die Beobachtungsstellen sind die geheimen Augen der Front. Selbst unsichtbar und dem geübten Blick des Feindes verborgen, geben sie den Sinnen Raum, Verborgenes, Drohendes, Herannahendes zu entschleiern. In der B-Stelle (so nennt sie der Soldat kurz) setzen sich die Beobachtungen in Meldungen, auch in Entscheidungen um. Hier verdichtet sich der im Ungewissen verstreute Rohstoff des Krieges zur Form. Aus der Vorbereitung des Feindes wächst der eigene Entschluß, ihr zu begegnen. Der Grenadier im Graben erkennt ja oft im letzten Augenblick erst, was sich vorbereitet. Im Stellungskriege wäre eine Gruppe ohne B-Stelle wie ein Blinder, der ahnungslos an einem Abgrund steht.

„In diesem Abwehrkampf habe ich im Grunde nur zwei Möglichkeiten zu führen", sagte in diesen Tagen ein Divisionskommandeur, „meine Reserven, die ich rechtzeitig an den Schwerpunkten einsetzen muß, und die Artillerie. Ohne Artillerie wäre es nicht möglich gewesen, zu halten." Die B-Stellen aber sind die Augen der Artillerie. Grob gefügt, strebt eine Leiter zu einer dichten Baumkrone empor. Der Beobachter steigt von Sprosse zu Sprosse und zwängt sich schräg in ein luftiges, metallenes Nest hinein: Reste eines zerstörten Sowjetpanzers, Stahlplatten, die einen Hocker, eine Geländeskizze und ein Scherenfernrohr bergen. Für Abwechslung ist hier gesorgt — durch Wind, der um die Wipfel fegt, und durch mancherlei Eisen, das der Feind wahllos in das Gelände streut. Man hört es hier oben näher und gefährlicher pfeifen als auf der Erde, die Deckung gewährt. „Bisher haben sie es sich immer noch rechtzeitig überlegt und sind scharf vor mir links abgebogen. Die Granaten von drüben mögen mich nicht", sagte ein alter Beobachter. Diese Männer, und besonders die vorgeschobenen Beobachter, kurz V. B. genannt, hat das Schicksal des Krieges „zum Schauen bestellt". Der Grenadier, der neben dem V. B. gleich wachsam sein Auge in die Ödnis hineinbohrt, braucht nur einen kleineren Abschnitt zu prüfen, er hat die Waffe, die er gebrauchen muß, dicht an der Hand. Der V. B. muß größere Geländestrecken übersehen, ihm steht aber auch die Feuerkraft einer Batterie zur Verfügung. Er selbst liegt im Schützenloch am Feind wie der Grenadier, liegt wie er bei Feindangriffen mitten im Trommelfeuer, aber sein Wirken reicht über den kleinen Raum hinaus. Die Grenadiere mögen sie gern, die V. B.s mit der roten Waffenfarbe, denn sie wissen gut, was sie der Artillerie verdanken.

Der V. B. hat keinen unmittelbaren Kampfauftrag. Aber wer fragt in diesem Krieg danach. Wie sollte auch ein Soldat, der so wie die Grenadiere zu leben gewohnt ist, ihre ersten Lebensgesetze im Augenblick der Entscheidung verleugnen? Ein Obergefreiter, der jetzt das Ritterkreuz trägt, hat vor Wochen nach Ausfall des Beobachtungsoffiziers mit dem zusammengefaßten Feuer, das er leitete, drei angreifende sowjetische Bataillone zerschlagen, hat aber gleichzeitig, der Not des Augenblicks gehorchend, die B-Stelle zur Nahverteidigung eingerichtet. Ein anderer V. B. fand sich, nachdem er in einem heiß umkämpften Dorf ununterbrochen Funkspruch auf Funkspruch zur Batterie gesendet hatte, plötzlich vom Feind eingeschlossen. Er funkte noch zweimal, daß er umstellt sei und sich aus eigener Kraft nicht mehr zurückziehen könne. Der dritte Funkspruch brach mitten im Satz plötzlich ab. „Lebend haben sie ihn bestimmt nicht gekriegt", seine Kameraden sagten das. Und sie kannten ihn gut.

Langsam und stetig hat der Stellungskrieg die Wertmaßstäbe der Waffen ver-

wandelt. Die Infanterie ist die Krone aller Waffen. Die Artillerie, die nur eines von mehreren Mitteln war, den Feindwiderstand zu brechen, ist jetzt die erste unter den schweren Waffen der Abwehrschlacht. Von der leichten Feldhaubitze bis zu den schweren Mörsern und Fernkampfbatterien, hält sie Tag und Nacht, Woche für Woche Wacht. Jedes Geschütz ist in kürzester Zeit feuerbereit. Wenn die Grenadiere hören, daß die schweren Brocken in die Bereitstellungen des Feindes schlagen, haben sie ein Gefühl der Geborgenheit, das ihrem Leben sonst fremd ist.

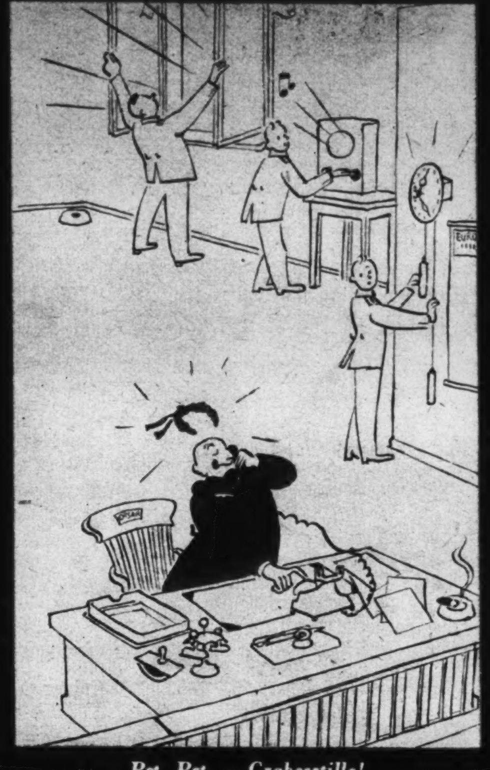
Diese Waffe braucht Menschen, die einer hochentwickelten Technik dienen, sie fordert mathematisches Denken, das sich der wechselnden Augenblickslage anpaßt. Wie geheimnisvoll sind die Tabellen, wie haargenau festgelegt die Sperrfeuerräume. Was bloß entfesselte Urgewalt des Krieges zu sein scheint, der dumpfe Abschuß, der tödliche Einschlag, ist in Wahrheit die Frucht sorgfältig wägenden Geistes. Was hinter der trockenen Meldung „Bereitstellungen des Feindes erfolgreich bekämpft" drüben an Schrecken, Verwirrung und Verlust sich verbirgt, berichten uns die Gefangenen und Überläufer Tag für Tag. Es geht nicht darum, dem schweren Geschütz des Feindes ein noch schwereres gegenüberzustellen, nicht darum, etwa ein Salvengeschütz mit gleichen Mitteln zu übertrumpfen, es geht darum, dem Material den Willen des Menschen aufzuzwingen, des vorausschauenden planenden Geistes. Was nützen uns die schwersten Geschütze, wenn ihre Granaten drüben nutzlos die Erde zerwühlen.

Als kürzlich nach heftiger Artillerievorbereitung ein feindlicher Stoßtrupp in unseren Kampfgraben eingedrungen war, sandte er alsbald folgenden verzweifelten Funkspruch ab: „Wenn unsere Artillerie nicht die feindlichen Geschütze bei T. bekämpft, sind wir verloren!" und nach einer längeren Pause noch einmal: „Wo bleibt unsere Artillerie? Bei den feindlichen Geschützen war noch kein einziger Einschlag zu sehen." Wenige Minuten später war der Stoßtrupp aufgerieben, der Graben war wieder frei. Obgleich an Geschützen und Munition drüben Überfluß herrschte, war die feindliche Führung nicht imstande, einen unvorhergesehenen Widerstand rechtzeitig zu bekämpfen.

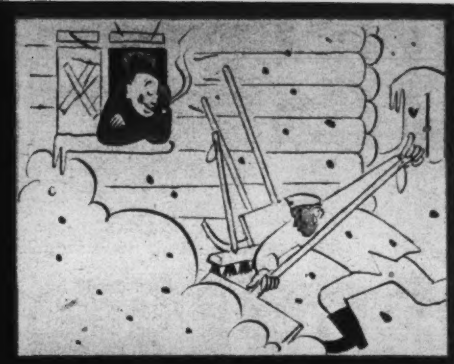
In einem Bunker an der B-Stelle mitten im Winterwald hat der Abteilungskommandeur eines Abends zu seinen Männern gesprochen. Noch war der Großangriff der Bolschewisten nicht restlos abgeschlagen, noch führten sie trotz der Verluste, die sie stündlich erlitten, neue Kräfte heran. Der Abteilungskommandeur aber wußte als alter Artillerist, daß gerade in solchen angespannten Tagen seinen Männern ein Blick aufs Ganze nottat, in dem sie den Sinn ihres täglichen Kampfes gespiegelt fanden. So saßen sie dicht gedrängt an dem großen Tisch, der den Bunkerraum allein schon fast ausfüllte, und lauschten: Geschützbedienungen, Beobachter, Melder, die ein paar Stunden dienstfrei hatten. An der schmalen Tür drängten sich andere, die eben zum Aufwärmen gekommen waren. Wach, gespannt, aber mit den Gedanken dicht am Kern seiner Worte, sahen sie alle dem Kommandeur auf die Lippen. Sie waren Artilleristen, sie wußten, was sie sich schuldig waren. Sie standen nicht ganz so dicht am Feind wie die Grenadiere, also durfte man auch in diesen Tagen von ihnen einen weiteren Blick, die tiefere Überlegung verlangen. Denn die menschliche Überlegenheit, die die schwere Waffe fordert, wächst aus vielfältiger Saat. In der Abendstunde im Waldbunker der Artilleristen war es in den Gesichtern zu lesen. Hier saßen die Männer der Abteilung, die in drei Wochen 22 000 Schuß aus ihren Rohren gejagt hatten.

Fast könnte man über diesen Anblick vergessen, daß Artilleristen oft ebenso im unmittelbaren Feindfeuer stehen wie unsere Grenadiere: die V. B.s, die Fernsprecher und Funker und die Entstörtrupps, die mitten im Feuer ohne Schutz und Deckung unterwegs sind, die lebenswichtige Fernsprechleitung zu flicken. Eine einzige Leitung ist in diesen Wochen bis zu 55mal an einem Kampftag zerstört worden, und ein Verwundeter, Fernsprecher der Artillerie, hat sich die Leitung entlang weitergeschleppt, bis er die Störung gefunden hatte. Die Leitung hat dann wieder funktioniert — für zehn Minuten.

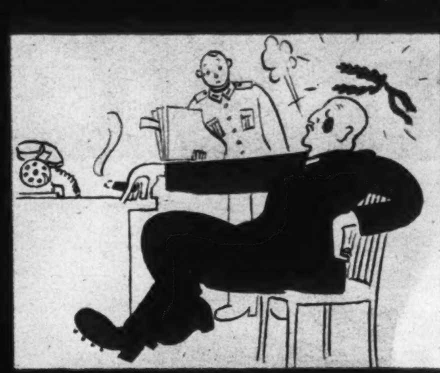
Auf dem weiten Kampffeld aber beginnen Tag für Tag wie nach geheimen Zeichen zu bestimmten Stunden die Geschütze ihre Kräfte zu messen. Da brüllt es hüben und drüben auf, da ziehen unsichtbare Hände neue Bahnen aus Stahl über Steppe und Wald. Abschuß und Einschlag machen die Erde zittern. Ist es nicht oft, als sei der Hand des Menschen die Führung dieser Massen aus Stahl entglitten, als wirkte der Krieg nach eigenen Gesetzen und auf ein eigenes Ziel hin? Dies aber gehört zu den vielen Geheimnissen deutschen Soldatentums: daß der Mensch die Urkraft des Materials beherrscht und sich dienstbar gemacht hat, daß er auch an der hochentwickelten technischen Waffe der Herr bleibt — der deutsche Artillerist hat es Tag für Tag im Rauschen ihrer Granaten bewiesen.



„Pst, Pst, — Grabesstille! Der „Funktioner" Cäsar telefoniert . . .



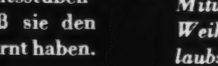
Cäsars Miene zeigt tiefstes Bedauern, denn er darf leider nicht mithelfen!



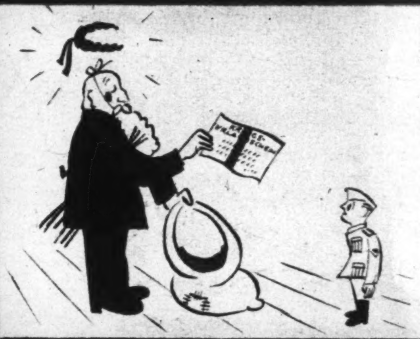
Der ewig Unnahbare hält es für vornehm, bei „Abfertigung" niemanden anzusehen

DER SCHREIBSTUBEN-CÄSAR

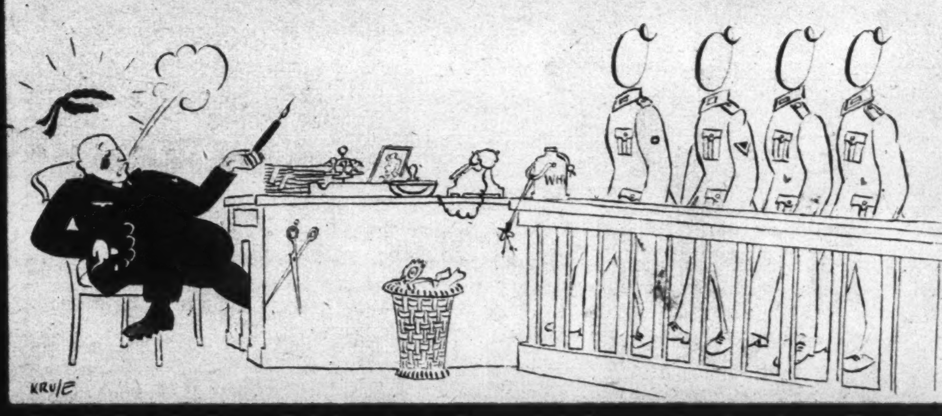
Jeder kennt ihn, jeder hat ihm schon einmal mit Zorn im Bauch gegenübergestanden, mag es nun in der Wehrmachts-Auskunftstelle auf einem Bahnhof, in der Entlausungsanstalt oder irgendwo sonst gewesen sein, wo Soldaten mit einem „Amt" betraut wurden. Daß ihre Arbeit notwendig ist — wer wollte es bestreiten! Aber leider ist vielen von ihnen in der Amtsstubenluft so der Kamm geschwollen, daß sie den kameradschaftlichen Umgangston verlernt haben.



Zeichnungen: Gefr. Werner Kruse



Mitunter hat er auch Anwandlungen eines Weihnachtsmannes. Obwohl er den Urlaubsschein nur ausgibt, tut er es mit der Miene eines gnadenvollen Gönners



Die „Nullen" des Cäsar. Er hält wenig von Kameradschaft, er ist eben der geborene Herrscher

10 Fragen, 10 Schlüssel und die Zahl 171

EIN NEUES RÄTSEL FÜR LANDSER VON GEFR. ERICH HAASE

Nachdruck verboten

Ist es richtig . . .?

A. . . . daß Rudolf Diesel als 35jähriger seinen Motor erfand?

B. . . . daß Fleckfieber-Bakterien nur in Läusen gezüchtet werden können?

C. . . . daß in Deutschland 130 000 t Manganerze gefördert werden?

D. . . . daß man bei Sonne mit Hilfe der Taschenuhr die Nord-Süd-Richtung finden kann?

E. . . . daß es Friedrich dem Großen gelungen ist, die Festung Olmütz 1758 durch Belagerung zu nehmen?

F. . . . daß das Wort „Der schnelle Sieg ist eine höhere Potenz des Sieges" von Clausewitz stammt?

G. . . . daß in den Lauf des Gewehres sechs Züge eingeschnitten sind?

H. . . . daß es bei der Abgabe eines Schusses zweimal knallt?

I. . . . daß Rudolf Diesel vor der Erfindung seines Motors Eismaschinen konstruiert hat?

K. . . . daß durch den Läusebiß das Fleckfieber übertragen wird?

Was wirklich schwierig zu beantworten ist, kann durch genaues Nachlesen der einzelnen Aufsätze dieses Heftes gelöst werden.

Und wie löst man nun dieses Rätsel?

Zu jeder Frage gehört je ein Schlüssel, der, auf einen Ring gezogen, von A bis K ein Schlüsselbund ergibt. Alle verneinten Fragen werden mit ungeraden Zahlen, alle bejahten Fragen mit geraden Zahlen beziffert. In den Bart eines jeden Schlüssels ist ein Rechnungszeichen eingezeichnet. Wird nun Frage A verneint, so wird in den ersten Schlüsselbart vor das Rechnungszeichen die Zahl 1 eingesetzt. Wird die Frage B verneint, so wird in den zweiten Schlüsselbart die Zahl 3 eingesetzt (also die ungerade Zahlenreihe 1, 3, 5, 7, 9 usw.). Bei bejahten Fragen wird, entsprechend der ungeraden Zahlenreihe, die gerade Zahlenreihe 2, 4, 6, 8 usw. eingesetzt. So entsteht aus den eingesetzten Zahlen und den Rechenzeichen eine Rechnung, die, richtig gelöst, die Zahl **171** ergibt. Wer diese Zahl nicht herausbekommen hat, überprüfe die einzelnen Fragen nochmals etwas genauer.

WER HAT'S GERATEN?

Auflösungen aus der vorigen Folge

A: Umgekehrt ist richtig! Das Zeichen für „d" im Morsealphabet ist lang-kurz-kurz. B: Der Polarkreis ist keine Klima-, sondern eine geographische Grenze. C: Natürlich kann man Tiere mit Äther betäuben. D: Im Schaltjahr gibt es keinen 29. Februar. E: Man teile die Zahl 10 in die Zahlen 8⅓ und 1⅔. Die erste ist fünfmal so groß wie die zweite. F: Die Methode ist richtig, nur muß man den Großen Bären dazu nehmen. G: Shakespeare hat „Richard III." auf der Bühne erlebt, siehe Anekdote auf Seite 9 der Folge 4! H: Die Schwerter zum Eichenlaub werden unterhalb des Eichenlaubes getragen. I: In Sowjetrußland schwankt die Frostschicht zwischen 2 und 114 Metern. K: Die MP 38 ist natürlich ein Rückstoßlader.

Verlagsleiter: Maximilian Künzner, Berlin-Zehlendorf, Hauptschriftleiter: Heinz Mentzel, Stellvertreter: Fred-Erich Uetrecht, Berlin. Verlag: „Die Wehrmacht" K.-G., Berlin SW 68, Schützenstraße 18-25 Fernruf: 17 47 21, Postscheckkonto Berlin Nr. 382 / Alleinauslieferung, Anzeigenverwaltung und Druck: Berliner Verlagsanstalt GmbH., Berlin SW 68, Schützenstraße 18-25 / Anzeigen-Preisliste Nr. 1 vom 1. 12. 1941 /
Verantwortlich für Anzeigen Dr. Horst Harff (im Felde), i. V. Hans Putz, Neuenhagen bei Berlin



MÄDCHEN MIT KRUG

Die Welt, obgleich sie wunderlich . . .

Drei heitere Philosophen halten Rückschau

Ein Mensch hat eines Tags bedacht,
Was er im Leben falsch gemacht,
Und fleht, genarrt von Selbstvorwürfen,
Gutmachen wieder es zu dürfen.
Die Fee, die zur Verfügung steht,
Wenn sich's, wie hier, um Märchen dreht,
Erlaubt ihm denn auch augenblicks
Die Richtigstellung des Geschicks.
Der Mensch besorgt dies äußerst gründlich,
Merzt alles aus, was dumm und sündlich.
Doch spürt er, daß der saubern Seele
Ihr innerlichstes Wesen fehle,
Und scheußlich geht's ihm auf die Nerven:
Er hat sich nichts mehr vorzuwerfen,
Und niemals wird er wieder jung
Im Schatten der Erinnerung.
Dummheiten, fühlt er, gibt's auf Erden
Nur zu dem Zweck, gemacht zu werden.

Eugen Roth

*

Plötzlich bleibst du stehn und schaust zurück
Auf den Weg, den du gegangen bist,
Siehst die Jahre rückwärts, wie die Kilometersteine.
Manche sind beinah verblaßt im Dämmerscheine,
Wie wenn Gras darüber hingewachsen ist,
Wieder andre leuchten hell vor deinem Blick.
Deine Augen forschen nach den Sorgen und den Nöten,
Über die dein Fuß so mühsam oft getreten,
Klein und winzig wirken sie, von rückwärts aus gesehn.
Die Gedanken wie die kleinen Lämmer weiden
Auf den Blumenwiesen der erlebten Freuden.
Möchtest du denselben Weg noch einmal gehn?
Wenn du stillstehst, wirst du deutlich sehn,
Wie die Gegenwart wird zur Vergangenheit.
Lebenswert sind solch beschauliche Minuten,
Kraft zu schöpfen aus dem Quell des Guten
Für den Marsch ins Morgen, denn der Weg ist weit.
Noch ein Blick ins Gestern, und dann heißt es:
Weitergehn.

Fred Endrikat

*

Es geht ja leider nur soso
Hier auf der Welt, sprach Salomo.
Dies war verzeihlich. Das Geschnatter
Von tausend Frauen, denn die hatt' er,
Macht auch den Besten ungerecht.
Uns aber geht es nicht so schlecht.
Wer, wie es Brauch in unsern Tagen,
Nur eine hat, der soll nicht sagen
Und klagen, was doch mancher tut:
Ich bin für diese Welt zu gut.
Selbst wem es fehlt an dieser Einen,
Der braucht darob nicht gleich zu weinen
Und sich kopfüber zu ertränken.
Er hat, das mag er wohl bedenken,
Am Weltgebäude mitgezimmert
Und allerlei daran verschlimmert.
Und wenn er so in sich gegangen,
Gewissenhaft und unbefangen,
Dann kusch er sich und denke froh:
Gottlob, ich bin kein Salomo;
Die Welt, obgleich sie wunderlich,
Ist mehr als gut genug für mich.

Wilhelm Busch